

GO

07/12

Magazin der Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl



WIESO WESHALB WARUM?

Wer nicht fragt, bleibt dumm...

EIN HEFT ÜBER KINDER



Die Bosch-Philosophie:
Wir wissen, dass wir
nicht alles wissen.



Dr. Ghislain Mouil Sil
Development Engineer
Automotive

Mobility Solutions | Energy & Building Technology | Automation & Control | Consumer Goods | Healthcare



Für die globalen Herausforderungen unserer Zeit entwickeln, fertigen und vertreiben wir energieeffiziente, umwelt- und ressourcenschonende Lösungen sowie internetbasierte Produkte. Mit mehr als 300.000 Mitarbeitern weltweit. Als führendes Technologie- und Dienstleistungsunternehmen tragen wir unternehmerische, gesellschaftliche wie ökologische Verantwortung. Wenn auch Sie mehr wissen möchten:

www.bosch.de/bosch-denken



BOSCH
Technik fürs Leben

Editorial

Als wir im Mai die ersten Ideen zum Kinder-Titel wälzten, war vieles noch nicht klar, nur eines: Auf die Titelseite durfte auf keinen Fall das Foto eines fröhlichen Kindes. Überhaupt keines Kindes. Viel zu erwartbar wäre das, viel zu abgedroschen, unwürdig für Journalisten, die mit ihrem Abschluss-Magazin auf Überraschungseffekte setzen.

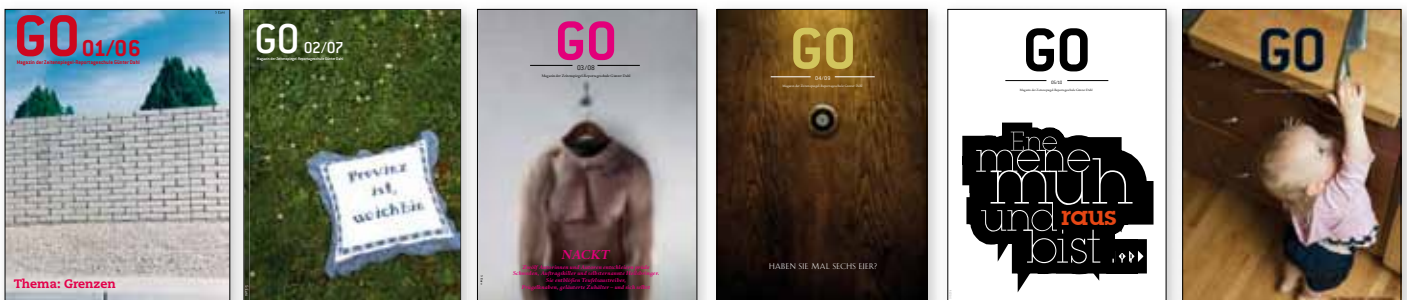
Jetzt ist auf dem Titel ein Schnuller im Mund eines bärtigen Mannes zu sehen. Es geht also in diesem Heft nicht nur um die Altersstufe 0 bis 18.

Es gibt Menschen, die werden nie erwachsen; es gibt Erwachsene, die werden im Alter wieder zu Kindern; es gibt Kinder, die haben keine Kindheit und müssen früh erwachsen sein. Jene Kinder zum Beispiel, die der auch im Westen so sehr verehrte buddhistische Religionsführer Dalai Lama ihren Eltern in Tibet abspenstig macht (Reportage auf Seite 42).

Die Journalistenschüler aus Reutlingen legen mit „Kinder“ das nunmehr achte GO-Magazin vor. „Ihr müsst es an den Kiosk bringen!“, werden wir immer wieder aufgefordert und müssen doch aufgrund unserer Möglichkeiten den gutgemeinten Rat verwerfen. GO wird bleiben, was es ist: die geheimste Zeitschrift dieser Republik, so gut, dass sie von den Schreibtischen mancher Redaktion einfach geklaut wird.

Philipp Maußhardt

GO 2006–2011



BESTELLUNG ÜBER DIE REPORTAGESCHULE



Die Reportageschule

An der Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl werden pro Jahr zwölf junge Reporter ausgebildet. Im Herzen der ehemaligen Freien Reichsstadt gelegen bietet Deutschlands jüngste Journalistenschule ein einjähriges Intensivprogramm. Im Anschluss arbeiten die Absolventen vorwiegend als „Freie Journalisten“ für Tageszeitungen und Magazine. Inzwischen gibt es fast in jedem Jahr Auszeichnungen für Reportageschüler und Nominierungen für die renommiertesten Journalistenpreise in Deutschland und etwa ein Drittel der Absolventen hat eine feste Stelle.

Das Schulgebäude ist seit 2012 in einem ehemaligen „Ackerbürgerhaus“ der Stadt untergebracht, das zu den ältesten Fachwerkgebäuden Baden-Württembergs zählt. Die Gemeinnützige Wohnbaugesellschaft der Stadt Reutlingen (GWG) sanierte das baufällige Gebäude, um darin Unterrichtsräume und Zimmer für die Journalistenschule unterzubringen.

Die Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl ist eine Einrichtung der Volkshochschule Reutlingen in Kooperation mit der Reportageagentur Zeitspiegel. Sie finanziert sich aus Schulbeiträgen und wird durch Sponsoren unterstützt. Ab dem Lehrgang 2012/13 fördert auch das Land Baden-Württemberg die Schule.

Ulrich Reinhardt,
Agentur Zeitspiegel (l.)
Dr. Ulrich Bausch,
Geschäftsführer vhs
Reutlingen GmbH (r.)



IMPRESSUM 07/2012

HERAUSGEBER Dr. Ulrich Bausch
Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl
c/o Volkshochschule Reutlingen
Spendhausstr. 6, D 72764 Reutlingen
07121 336182
info@reportageschule.de
www.reportageschule.de

KURATORIUM Edzard Reuter (Vorsitzender),
Prof. Dr. Hermann Bausinger, Barbara Bosch,
Uta-Micaela Dürig, Josef-Otto Freudenreich,
Anton Hunger, Ingrid Kolb, Dr. Rainer Märklin,
Prof. Dr. Dietmar Mieth, Dr. Andreas Narr, Thomas
Oberle, Dr. Georg Obieglo, Gerd Schulte-Hillen,
Dr. Carl-Heiner Schmid, Prof. Dr. Willi Weiblen

CHEFREDAKTION Philipp Maußhardt

ART DIRECTORIN Claudia Haas

BERATUNG Wolfgang Behnken

TEXTREDAKTION Ingrid Kolb, Petra Schnitt,
Erdmann Wingert, Toni Keppeler

CHEFS VOM DIENST Tiemo Rink, Lisa Rokahr

BILDREDAKTION Prof. Rolf Nobel (Koordination),
Lena Müssigmann, Nancy Waldmann

AUTOREN Dominik Drutschmann, Katrin Langhans,
Stefanie Maeck, Lena Müssigmann, Barbara Opitz,
Julia Reichardt, Tiemo Rink, Lisa Rokahr,
Steffi Unsleber, Nancy Waldmann, Dennis Yücel,
Undine Zimmer

FOTOGRAFEN Emine Akbaba, Khalid Aziz,
Jana Euteneier, Andreas Graf, Thomas Keydel,
Jan Kuchenbecker, Moritz Küstner, Martin Smolka,
Jörg Volland, Franziska Wegner

TITEL Martin Smolka

DRUCK Fink Druck, Pfullingen

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in
Online-Dienste und Internet sowie Vervielfältigung
auf elektronischen Datenträgern bedürfen der vor-
herigen schriftlichen Zustimmung des Herausgebers.
Schutzgebühr 5 Euro

WIR DANKEN:

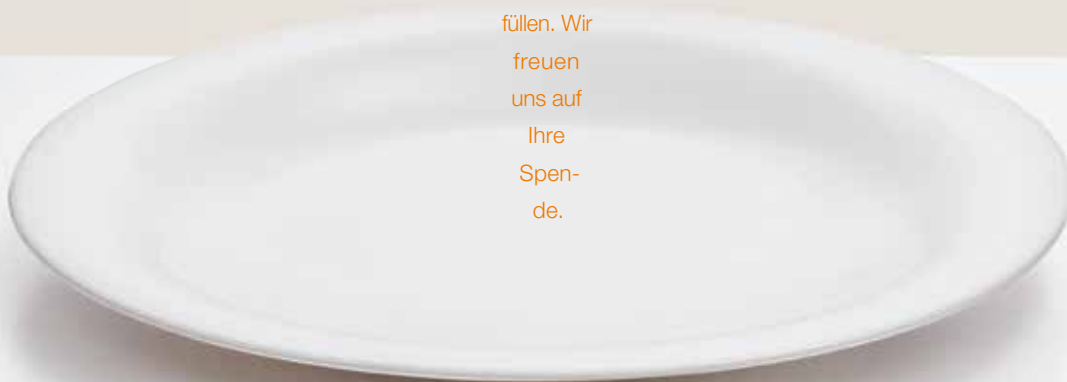
Pressedatenbank Gruner + Jahr
Behnken & Prinz, Hamburg
Prof. Rolf Nobel, FH Hannover

Die Schule dankt:





Karotte schon weg?
Da war wohl jemand
schneller. Vielleicht
eines von 2,5 Mio.
bedürftigen Kindern
in Deutschland.
Helfen Sie uns
heute die Teller
von Kindern,
die in Armut
leben, mit
gesundem
Essen zu
füllen. Wir
freuen
uns auf
Ihre
Spen-
de.



CHILDREN unterstützt mehr als 50 Einrichtungen der Kinder- und Jugendarbeit in ganz Deutschland mit jährlich 250.000 Mahlzeiten und hunderten Entdecker-Aktivitäten. Helfen Sie jetzt mit Ihrer Mahlzeiten-Spende:
SPENDENKONTO: Nr. 80 80 160 | BLZ 700 700 10 | Deutsche Bank München | Stichwort: Karotte

www.children.de



INHALT



- 003** EDITORIAL
004 IMPRESSUM
004 REPORTAGESCHULE

- 008 KINDERZIMMER**
 – und was sich deren
 Bewohner von ihren Eltern
 wünschen – ein Foto-Essay

- 016 DER GERAUBTE
 SOHN**
 Erst heute wird in Spanien
 ein dunkles Kapitel der
 jüngeren Geschichte auf-
 gearbeitet: Staat und
 katholische Kirche nahmen
 ledigen Müttern ihre
 Neugeborenen weg und
 verkauften sie an Adoptiv-
 eltern
 ▶ Julia Reichardt

- 022 HEUTE SPIEL
 ICH, MORGEN
 LERN ICH,
 VIELLEICHT...**
 In Deutschlands freierster
 Schule bestimmen die
 Schüler die Regeln
 ▶ Katrin Langhans

- 030 KINDSKÖPFE**
 Die Berufswelt als Spielplatz

- 032 MEIN BAUCH
 GEHÖRT DIR**
 Die Geschichte einer jungen
 Deutschen, die sich als Leih-
 mutter zu Verfügung stellt
 ▶ Lisa Rokahr

- 038 ER WILL DOCH
 NUR SPIELEN**
 Esad ist erst 15 und doch
 wird der junge Torjäger schon
 von Bundesligavereinen
 umworben. Bei Schalke gilt
 er als der kommende Star
 ▶ Dominik Drutschmann

- 042 DIE KINDER DES
 DALAI LAMA**
 Ihre Eltern schicken sie
 allein über die Berge. Doch
 was tibetische Flüchtlings-
 kinder in Indien erwartet,
 ist eine trostlose Zukunft
 ▶ Barbara Opitz

- 050 ZWISCHEN ENDE
 UND ANFANG**
 Partner gehen, Kinder blei-
 ben. Wie man trotz Tren-
 nung gemeinsam erzieht
 ▶ Nancy Waldmann

- 055 GESCHWISTER-
 LIEBE**
 Sie küssten und
 sie schlugen sich

- 056 AN DER
 FÖRDERFRONT**
 Immer mehr Eltern lassen
 schon ihre Kleinkinder in
 Privatinstituten fördern
 ▶ Stefanie Maeck

- 062 EIN BUND FÜRS
 LEBEN**
 Kinder sind in der Werbung
 eine beliebte Zielgruppe
 ▶ Steffi Unsleber

- 064 EXPERIMENT
 FAMILIE**
 Warum eine alleinerzie-
 hende Mutter es nicht als
 Versagen empfindet, wie-
 der zurück zu ihren Eltern
 zu ziehen
 ▶ Undine Zimmer

- 066 ES WAR EINMAL
 IN NEAPEL**
 Die Mafia hatte ihn schon
 in ihren Fängen, dann stieg
 Marco Riccio aus. Heute
 bringt er Kindern Zirkus-
 nummern bei
 ▶ Katrin Langhans

- 072 LIZENZ
 ZUM BLEIBEN**
 Jahrelang lebte eine Mutter
 illegal in Deutschland,
 immer in Angst, eines
 der Kinder könnte sich
 verplappern
 ▶ Undine Zimmer

- 078 GLÜCKWUNSCH,
 ES IST EIN
 JUNGE... ÄH...
 EIN MÄDCHEN**
 Was tun, wenn nicht klar
 ist, welches Geschlecht
 das eigene Kind hat?
 ▶ Barbara Opitz

- 082 EMILS ERBEN**
 Kinder sind einfach die
 besseren Detektive
 ▶ Stefanie Maeck

- 085 LESEREISE**
 die Liste der unsterblichen
 Kinderbücher

- 086 IM SCHATTEN
 ZIONS**
 Im Westjordanland wächst
 eine Generation fanatischer
 Israeli heran, die Palästina von
 Palästinensern säubern will
 ▶ Dennis Yücel

- 094 „WENN ICH
 GROSS BIN,
 WERDE ICH
 MÜLLMANN“**
 Julian (14) ist sein Viertel
 zu dreckig. Rundgang durch
 einen abgehängten Kieler
 Stadtteil
 ▶ Tiemo Rink

- 097 SPIEL MIT DER
 ZUKUNFT**
 Eine Runde durch
 das Jahr 2060

- 098 „VIELE GRÜSSE,
 DIE
 RADELTANTEN!“**
 Einfach aufsitzen und los-
 fahren. Erstaunlich, was man
 von seinem Patenkind auf
 einer Radtour alles erfährt
 ▶ Lena Müssigmann

- 104 WIE KOMMT
 DAS ROSA INS
 MÄDCHEN?**
 Von Farben, Normen
 und Geschlechtern
 ▶ Nancy Waldmann

- 108 KINDISCH**
 Wenn Erwachsene
 der Hafer sticht

- 109 JEDER WAR
 MAL KIND**
 Ein Blick ins Fotoalbum
 von Hitler, dem Papst
 und anderen

- 110 EINE
 SCHRECKLICH
 NETTE FAMILIE**
 Bei Familie Melzig sitzt die
 Familienhelferin fast täglich
 mit am Tisch. Sie soll eine
 Katastrophe verhindern
 ▶ Steffi Unsleber

- 119 GELD IN
 ZUWENDUNG
 VERWANDELN**
 Die Beratungs-
 gesellschaft Phineo
 untersucht und
 bewertet Kinderhilfs-
 organisationen
 ▶ Lisa Rokahr

- 120 ZWEI WIE WIR**
 Kuscheltiere im Altersheim
 – ein Foto-Essay

- 124 FOREVER YOUNG**
 Sie tragen Windeln
 XXL und nuckeln an
 Schnullern: unterwegs
 mit Erwachsenenbabys
 ▶ Tiemo Rink

- 130 ACH WAREN DAS
 ZEITEN**
 Welche Kindheitserinne-
 rungen bleiben?

- 133 DU ARMER JUNGE!**
 Er wuchs in Deutschlands
 kinderfeindlichstem
 Landkreis auf
 ▶ Dominik Drutschmann

- 134 KONTAKT**



124



WÜNSCH DIR WAS!

Wie alt bist Du?

Kinderzimmer sind magische Orte.
Im Bettkasten wohnen Geister,
Kinder fliegen über Wälder und
verteidigen ihre Burg gegen Feinde.
Hier werden Pläne ausgeheckt und
Schatzkarten gezeichnet. Wir haben
acht Kinder zuhause besucht und sie
in ihrem Kinderzimmer fotografiert.
Sie haben uns ihren Lieblingsplatz
gezeigt und erzählt, was sie sich von
ihren Eltern wünschen:
ein Pony, einen Lego-Todesstern
oder einfach nur viel Liebe

Fotos: Emine Akbaba

Was machst Du am liebsten?

ISCHNIBILT,
BASTELN

Was ist Dein Lieblingsplatz im Kinderzimmer?

TEPICH

Was wünschst Du Dir von Deinen Eltern?

BONI

MARIA, 5, wünscht sich ein Pony

Wie heißt Du?

Levi

Wie alt bist Du?

4 Jahre



LEVY, 4, wünscht sich eine Lego-Ölbohrinsel

Was machst Du am liebsten?

Cars spielen

Was ist Dein Lieblingsplatz im Kinderzimmer?

Das Zelt

Welche Figur aus einer Geschichte oder einem Film wärst Du gerne selbst? Und was findest du an dieser Figur so gut?

Finn mc Missile, Die Lego-Ölbohrinsel
des kann so viel!

Was wünschst Du Dir von Deinen Eltern?

Wie heißt Du?

Acelya

Wie alt bist Du?

7



ACELYA, 7, wünscht sich ein Planschbecken

Was machst Du am liebsten?

Malen, Zeichnen, Schreiben

Was ist Dein Lieblingsplatz im Kinderzimmer?

Bei den kuscheltieren

Was wünschst Du Dir von Deinen Eltern?

Planschbecken

Welche Figur aus einer Geschichte oder einem Film wärst Du gerne selbst? Und was findest du an dieser Figur so gut?

Carly. weil sie schön ist

Wie heißt Du?

Alanah

Wie alt bist Du?

10 Jahre



ALANAH, 10, wünscht sich viel Liebe

Was machst Du am liebsten?

Klarinette spielen,
Kung-fu

Was ist Dein Lieblingsplatz im Kinderzimmer?

Auf dem
Bett.

Was wünschst Du Dir von Deinen Eltern?

Viel Liebe

Welche Figur aus einer Geschichte oder einem Film wärst Du gerne selbst? Und was findest du an dieser Figur so gut?

Emma von H2o plötzlich Meerjungfrau.

Wie heißt Du?

HENRI

Wie alt bist Du?

12



HENRI, 12, wünscht sich einen iPod

Was ist Dein Lieblingsplatz im Kinderzimmer?

Reiz

Was machst Du am liebsten?

rechnen

Was wünschst Du Dir von Deinen Eltern?

iPod

Welche Figur aus einer Geschichte oder einem Film wärst Du gerne selbst? Und was findest du an dieser Figur so gut?

ENRIK STAWOS

Wie heißt Du?

MATHILDA 5



MATHILDA, 5, wünscht sich eine Unterwasserkamera

Was wünschst Du Dir von Deinen Eltern?

Was machst Du am liebsten?

Unterwasserkamera
 Basteln, mit Hanna Tiere versorgen
 spielen

Was ist Dein Lieblingsplatz im Kinderzimmer?

~~am~~ auf dem Tisch

Welche Figur aus einer Geschichte oder einem Film wärst Du gerne selbst? Und was findest du an dieser Figur so gut?

— Diego Säbelzahn tiger aus
Ice Age

Wie heißt Du?

Noah-David

Wie alt bist Du?

7



NOAH-DAVID, 7, wünscht sich den Lego-Todesstern und einen eigenen Schlüssel

Was wünschst Du Dir von Deinen Eltern?

LEGO TODESSTERN UND
Eigener Schlüssel

Was machst Du am liebsten?

BAUEN

Welche Figur aus einer Geschichte oder einem Film wärst Du gerne selbst? Und was findest du an dieser Figur so gut?

Luke Skywalker

die Jedi Macht

DER GERAUBTE

Bis in die 1990er Jahre hinein raubte in Spanien eine Mafia aus Nonnen, Rechtsanwälten, Hebammen und Ärzten Müttern ihre Neugeborenen aus den Krankenhäusern und verkaufte sie an Adoptiveltern. „Spanien sagt Antonio Barroso. Er ist selbst ein geraubtes Kind

Text: Julia Reichardt, Fotos: Franziska Wegner



SOHN

war ein Supermarkt für Babys“.

Am 5. Januar 2007 verändert ein Anruf das Leben des 42-jährigen Immobilienmaklers Antonio Barroso. Am Telefon ist Juan Luis Moreno, ein Freund aus Kindertagen. Er ruft aus dem Krankenhaus an, sein Vater liegt dort im Sterben. „Antonio“, sagt Juan Luis und er spricht sehr ernst und sehr langsam, „ich muss dir etwas sagen. Du und ich, wir wurden von einer Nonne verkauft, unsere Eltern sind nicht unsere Eltern. Mein Vater hat es mir auf dem Totenbett gebeichtet, auch über dich und deine Adoptiveltern wusste er Bescheid.“

Zweifel hatte Antonio schon früher. Er ist sechs, als ein Mitschüler ihm sagt, dass er nicht der richtige Sohn seiner Eltern sei. Antonio versteht sich gut mit Vater und Mutter, er hakt nicht nach. Er will sie nicht kränken, will nicht undankbar sein. Doch die Sticheleien in der Schule häufen sich. Vorsichtig fragt Antonio die Mutter, warum er im weit entfernten Zaragoza zur Welt gekommen sei, da die Eltern schon damals in Vilanova wohnten. Sie wehrt ab: Dort hätten sie die Ferien verbracht. Fragt er nach Fotos, die sie schwanger mit ihm zeigen, weicht sie aus, die habe sie verloren. Erst mit 13 traut sich Antonio, direkt zu fragen: „Bin ich ein Adoptivkind?“ Die Mutter weint und verneint. Doch Barrosos Zweifel wachsen und nagen an ihm. Er durchforstet das Familienbuch: keine Adoption eingetragen. Als er volljährig ist, geht er zum Rathaus, lässt seine Geburtsurkunde überprüfen, und wieder fragt er: „Ist es möglich, dass ich ein Adoptivkind bin?“ „Ausgeschlossen. Nein.“ Daraufhin schiebt Barroso die Zweifel beiseite. Zwanzig Jahre vergehen. Dann kommt der Anruf von Juan Luis Moreno.

„Das kann nicht sein, Luis“, sagt Barroso ins Telefon. „Meine Eltern sind meine leiblichen Eltern.“ Aber das Misstrauen ist wieder da. Sein Vater hat inzwischen Krebs, die Mutter leidet an einer Lungenembolie. Er scheut die Konfrontation, bittet aber den Krankenpfleger, eine Speichelprobe von seiner Mutter zu nehmen. Sie ahnt nicht, warum. Barroso lässt einen DNA-Abgleich erstellen. Ergebnis: 0,00 Prozent Wahrscheinlichkeit einer Mutterschaft; Antonio und seine Mutter sind nicht miteinander verwandt, nicht einmal entfernt. „Plötzlich wird dir bewusst, dass alles eine große Lüge war. Die Papiere gefälscht. Die Menschen, von denen man dir von klein auf eingetrichtert hat, dass du ihnen vertrauen kannst, entpuppen sich als Lügner. Ich kann gar nicht in Worte fassen, wie durcheinander ich war“, sagt Barroso. Seitdem fällt es ihm schwer, überhaupt noch jemandem zu vertrauen.

„Ein Supermarkt für Babys“

Antonio Barroso sitzt in seinem Büro in der Calle San Magi Nr 2 in Vilanova i la Geltru, einem Küstenort 45 Kilometer südlich von Barcelona. Die Anzugjacke trägt er offen, im Hemd wölbt sich der Bauch, die Sonnenbrille steckt im vollen, leicht ergrauten Haar. 2010 hat er seinen Makler-Job aufgegeben und die „Associació Nacional de Afectados por las Adopciones Irregulares“ (ANADIR) gegründet, einen Verein für Opfer illegaler Adoptionen. Seitdem lebt Barroso von seinen Ersparnissen, staatliche Unterstützung erhält der Verein bisher nicht, nur hin und wieder eine Spende von Fernsehsendern. Das reiche nicht einmal, um die Telefonrechnungen zu bezahlen, sagt Barroso. Egal. „Das Wichtigste ist, dass ich meine Wurzeln wiederfinde, woher ich komme, die Wahrheit.“ Mit 15, 20 Mitgliedern hatte er gerechnet. Inzwischen zählt ANADIR über 2000, und es werden stetig mehr. Täglich rufen neue Betroffene an, Dutzende E-Mails gehen ein. Vor Jahrzehnten geraubte Kinder auf der Suche nach ihren leiblichen Eltern und beraubte Eltern auf der Suche nach ihren tot geglaubten Kindern. Barroso telefoniert ununterbrochen. ►

- All diese illegalen Adoptionen seien im Zeitraum zwischen den 1960er und 1990er Jahren erfolgt, sagt er.

Inzwischen steht fest: In den Handel verwickelt waren Nonnen, Ärzte, Hebammen, Rechtsanwälte. Die meisten Fälle liefen nach einem immer gleichen Schema ab. Nach der Geburt im Krankenhaus sagte man der Mutter, ihr Kind sei tot. Zweifelte sie, hielt man bisweilen, wie im Krankenhaus San Ramón in Madrid, einen toten Säugling als „Beweisstück“ im Kühlschrank bereit. Im Nebenzimmer wartete bereits die Adoptivmutter, im Glauben, die Adoption liefe im Einverständnis mit der leiblichen Mutter ab. In die Geburtsurkunde trug der Arzt die Adoptiveltern ein. Die stammten meist aus einer anderen Region Spaniens. Jede Spur der Lüge war so verwischt, jede Möglichkeit, das Kind einmal aufzuspüren, zunichte gemacht. Das ultrakatholische Franco-Spanien begünstigte diesen Babyhandel. Der Markt war groß. Kinderreiche Familien waren angesehen, alleinstehende Mütter trugen ein gesellschaftliches Stigma. Erst mit 26 Jahren galt eine unverheiratete Frau damals als volljährig. Wer kein Kind bekommen konnte, dem machten es die laxen Adoptionsgesetze leicht: Das Ley de Parto Anónimo, das Gesetz zur anonymen Geburt, wurde in Spanien erst im Jahr 1997 geändert.

Die Fälle ziehen sich durch das ganze Land. ANADIRs Anwälte schätzen die Zahl der geraubten Kinder auf 300 000. Die meisten illegalen Adoptionen, sagt Barroso, fanden in Madrid, im Baskenland, Katalonien und Andalusien statt. Sogar aus Mexiko, Peru und den USA rufen Menschen an, die an ihrer Herkunft zweifeln. Augenzeugen melden sich bei ihm, darunter ein Totengräber aus Andalusien, der bei der Exhumierung eines Kindergrabes nur Decken vorfand. Und eine Nonne, die bei illegalen Adoptionen dabei war und danach beschloss, nicht mehr Nonne zu sein. Die höchste ANADIR bekannte Summe, die für einen Säugling gezahlt wurde, betrug drei Millionen Peseten, rund 18 000 Euro, ein reicher Spanier zahlte sie an einen Mittelsmann. „Jedes Krankenhaus hatte sein eigenes Täternetz“, sagt Barroso, „Spanien war ein Supermarkt für Neugeborene.“

Kampf gegen das Schweigen

Fünf Anwälte kämpfen bei ANADIR gegen eine Mauer des Schweigens an. Gegen das Schweigen der Adoptiveltern, das Schweigen der Täter, die verschlossenen Archive der Krankenhäuser und religiösen Wohnheime, in denen die alleinstehenden Frauen unterkamen und gegen Staatsanwälte, die die Fälle wegen Verjährung niederlegen. 2011 reichte ANADIR eine Sammelklage von 262 Fällen bei der Oberstaatsanwaltschaft in Madrid ein. „Mehr als 100 Medienvertreter aus Spanien und dem Ausland berichteten vor Ort“, erzählt Barroso stolz. Die damalige Regierung versprach, den Betroffenen gratis DNA-Proben abzunehmen und einen Beamten des Justizministeriums als Vermittler zu stellen, um die Aufklärung zu beschleunigen. Bisher wurde keines der Versprechen eingelöst. Kürzlich

Antonio Barroso gab seinen Maklerjob auf und gründete den Verein ANADIR für Opfer illegaler Adoptionen. „Das Wichtigste ist, dass ich meine Wurzeln wieder finde, woher ich komme, die Wahrheit“



ANADIR-Anwalt Fernando de la Sotilla arbeitet gegen eine Mauer des Schweigens an

verhandelte Barroso mit der neuen konservativen Regierung und kehrte mit wieder neuen Versprechungen heim.

„Ohne die Medien wäre das Thema in Spanien längst vergessen“, sagt er. Besonders die ausländische Presse mache Druck auf die spanische Regierung. Die BBC und das ZDF kamen zu ihm nach Vilanova. Unermüdlich gibt er Interviews, erzählt seine Geschichte, beantwortet geduldig die immer gleichen Fragen. Barroso weiß, sein Reden hilft: Sechs Kinder, inzwischen alle erwachsen, fanden zu den leiblichen Eltern zurück. Und seit April 2012 steht zum ersten Mal eine der Nonnen wegen Kindesentführung in Madrid vor Gericht: die 87-jährige Maria Gómez Valbuena.



„Plötzlich wird dir bewusst, dass alles eine große Lüge war.

Die Papiere gefälscht. Die Menschen, von denen man dir von klein auf eingetrichtert hat, dass du ihnen vertrauen kannst, entpuppen sich als Lügner“

Barrosos Adoptivvater starb vor vier Jahren, die Adoptivmutter im Frühjahr 2011. Er pflegte beide Eltern bis zu ihrem Tod, den DNA-Test und seinen Verein ANADIR verschwieger ihnen. „Sie waren krank und alt, ich wollte sie verschonen.“ Wenn er Fernsehinterviews gab, ließ er einen Bekannten bei der Mutter zurück und bat ihn, den Apparat auf ein anderes Programm zu schalten. Das ging gut – bis zur Sammelklage am 27. Januar 2011. An jenem Tag war Antonio Barroso auf allen Kanälen zu sehen. „Meiner Mutter gefiel gar nicht, was sie da sah“, sagt er. Aber sie rückte mit dem Namen der Nonne heraus, jener Ordensschwester, die ihn und Moreno als Babys verkauft hatte. „Schwester Vivas“, sagt Barroso, holt tief Luft und spricht langsam ihren vollen Namen aus: „Asunción Vivas Jurens“.

„Die Frau widerte mich nur an“

Ihren Wohnort in Zaragoza fand er durch einen befreundeten Journalisten heraus. Eine Zwei-Zimmer-Wohnung in der Calle Calatorao. Bar-



Juan Luis Moreno als Baby mit seinen Adoptiveltern. Nie hatte er daran gezweifelt, dass seine Eltern die leiblichen Eltern waren. „Mein Adoptivvater war mein Gott“

roso forschte im Grundbuch der Stadt nach, die Ordensschwester besaß sieben Immobilien. Zusammen mit dem Journalisten, der ihren Besuch angekündigt hatte, und seinem Freund Juan Luis Moreno fuhr Barroso zu ihr. Moreno trug am Körper eine versteckte Kamera, das Mikrofon hatte er sich von innen an den Hosenschlitz gesteckt, da würde die Nonne nicht hinschauen. „Sie war über 80, sehr dick und hatte eine

heisere Stimme, die böse klang“, sagt Barroso. Die Nonne gab zu, Geld von seiner Adoptivmutter erhalten zu haben, doch sie bestritt eine illegale Adoption. Er zeigte ihr die Geburtsurkunde und fragte: „Steht hier irgendetwas von einer Adoption?“ Schwester Vivas schwieg. Kein Wort über seine leiblichen Eltern. Barroso lacht verächtlich. „Die Frau widerte mich nur an.“

Die Aufnahmen der geheimen Kamera halfen Barroso und Moreno nicht weiter. Zweimal klagten sie die Nonne wegen Kindesentführung ▶

Morenos Frau wollte nicht, dass er in der Vergangenheit wühlt, die Adoptivmutter leidet an Alzheimer und lebt im Heim. Regelmäßig besucht er einen Psychologen



Zwei Freunde mit dem gleichen Schicksal am Strand von Vilanova i la Geltru. Zweimal legte die Staatsanwaltschaft ihre Anklagen nieder. „Das ist spanische Justiz“



„Wenn ich einen Geistlichen sehe, könnte ich ihn erwürgen. Das waren keine Einzeltäter, die gesamte Kirche ist schuldig als Institution“

► und Dokumentenfälschung bei der Staatsanwaltschaft in Zaragoza an. Zweimal legte der Staatsanwalt ihren Fall wegen Verjährung nieder. „Und das, obwohl der Beschluss der Generalstaatsanwaltschaft in Madrid ausdrücklich besagt, dass der Tatbestand der Entführung nicht verjährt“, schimpft Barroso. „Das ist spanische Justiz.“

Juan Luis Moreno traf die Enthüllung seiner Adoption damals völlig unvorbereitet. Moreno ist schlank, hochgewachsen, das Jeanshemd hängt leger aus der Hose, um den Hals trägt er ein Lederband mit Yin-Yang-Amulett. Seine Adoptiveltern waren viel kleiner als er, der Vater dunkelhäutig wie ein Dominikaner, aber niemals hatte er daran gezweifelt, dass sie seine biologischen Eltern waren. „Mein Vater war für mich ein Gott“, sagt Moreno. Seit er die Wahrheit weiß, besucht er regelmäßig einen Psychologen, bewahrt sein inneres Gleichgewicht durch Kampfsport und Barfuß-Joggen am Strand. Von seiner Frau ließ er sich nach zwölf Jahren Ehe scheiden. „Sie wollte nicht, dass ich in der Vergangenheit wühle.“ Mit der Adoptivmutter kann er nicht reden, sie leidet an Alzheimer und lebt im Heim. Moreno ist zornig und er spricht zornige Sätze: „Wenn ich einen Geistlichen sehe, könnte ich ihn erwürgen. Das waren keine Einzeltäter, die gesamte Kirche ist schuldig als Institution.“ Barroso zieht die buschigen Augenbrauen zusammen und wirft dem Freund einen mahnenden Blick zu. Er hat gelernt, wann es besser ist zu schweigen. Sieht er, Barroso, eine Beziehung zwischen dem Franco-Regime und den illegalen Adoptionen? Er blockt ab. „Die illegalen Adoptionen haben nichts mit Franco zu tun“, sagt er. „Sie waren ein reines Geldgeschäft, ohne politisches Motiv.“

„Sie haben mir gesagt, mein Kind sei tot“

Da ist die katalanische Journalistin Montserrat Armengou anderer Meinung. Sie sitzt mit ihrem Kollegen Ricard Belis im Gebäude des katalanischen Fernsehsenders TV3. Gemeinsam mit ihm hatte sie, bevor sie über die illegalen

Adoptionen berichtete, einen früheren Kinderraubskandal in Spanien aufgedeckt: In den 30er, 40er Jahren wurden den republikanischen Frauen in den Franco-Gefängnissen die Kinder genommen und in regime-treue Familien gegeben, um aus ihnen Faschisten zu machen. Das Motiv habe sich in den 60er, 70er Jahren geändert. Aus der politischen Repression sei eine moralische geworden. Die Strukturen aber, davon sind Armengou und Belis überzeugt, blieben dieselben. „Die Täter waren allesamt sehr gut mit den Mächtigen aus der Franco-Diktatur vernetzt, mit der Kirche, dem Militär, dem Opus Dei. Sie wussten um ihre Immunität und Straffreiheit, sie wussten, dass ihnen nichts passieren wird. In den 80er und 90er Jahren entwickelte sich aus diesem faschistisch-ultrakatholischen Schema ein lukrativer Menschenhandel.“

Opfervereine wie ANADIR würden die Suche nach den Eltern in den Mittelpunkt stellen und nicht den politischen Kontext analysieren, sagt Armengou. „Das ist nur verständlich. Denn wenn ein Verein sich zu sehr

mit dem Francismo beschäftigt, stellt die konservative Regierung jegliche Zusammenarbeit ein. Spaniens derzeitige Führung hat nie mit der Vergangenheit gebrochen.“ Was die Aufarbeitung der eigenen Geschichte angehe, schneide das Land nicht nur schlechter als Argentinien oder Chile ab, sagt Armengou, sondern schlimmer als Kongo, Ruanda, Bosnien oder Guatemala. Belis, ihr Kollege nickt zustimmend. Er sagt: „Spanien ist eine falsche Demokratie mit den Füßen im Schlamm.“

Antonio Barroso sitzt im Auto, er ist auf dem Weg zu einem Vortrag in der katalanischen Kleinstadt Mataró. Ein Handy hält er in der rechten Hand, das andere rutscht über das Armaturenbrett. Mehr als eine Stunde dauert die Fahrt auf der Serpentinstraße. Im Café „La Peixateria“ haben sich einige Dutzend Menschen versammelt, die meisten von ihnen ältere Frauen. Die Türen sind weit geöffnet, Passanten kommen herein. Draußen klettern Kinder in den Bäumen. Antonio greift zum Mikrofon. Der junge Kellner schaltet die lärmende Espressomaschine aus. Barroso blickt in die Runde und erzählt seine Geschichte, als erzähle er sie an diesem Abend zum ersten Mal. Wütende, fassungslose Ausrufe und viele Seufzer begleiten seine Rede. Eine ältere Dame kommt auf ihn zu, sie trägt eine Mappe mit Dokumenten. „Im Krankenhaus haben sie mir gesagt, mein Kind sei

tot. Sie haben mir Schlafmittel gegeben. Als ich aufwachte, waren meine Brüste abgeschnürt, damit ich keine Milch geben kann.“ Nie habe sie ihr Kind gesehen. Barroso hört ihr zu. Sie zieht ein Dokument aus der Mappe, ein Genehmigungsschreiben zur Exhumierung. Vielleicht ist das Grab ihres Kindes leer. Vielleicht liegt ein anderes darin. Sie will die Wahrheit wissen und einen DNA-Abgleich. Barroso ist an diesem Abend glücklich. „Diese kleinen Veranstaltungen sind enorm wichtig“, sagt er, „um die Menschen aufzuklären und für das Thema zu sensibilisieren.“ Wie lange will, wie lange kann er noch kämpfen? „Bis ich weiß, woher ich komme“, sagt er. ■



Ein Opfer mit der Vollmacht zur Grabaushebung. „Vielleicht ist das Grab leer, vielleicht liegt ein anderes Kind drin“



HEUTE SPIEL

Die Schüler der „Freien Schule Leipzig“ können monatelang

ICH, MORGEN

Clötze aufeinander stellen, in Büchern versinken, sich in Fantasiewelten träumen.

LERN ICH,

Sie dürfen selbst entscheiden, wann und wie sie lernen

VIELLEICHT...

Text: Katrin Langhans, Fotos: Franziska Wegner



„Die Welt mit Neugier entdecken“
lautet das Motto der Freien Schule
in Leipzig. Kein Ort ist verboten,
auf die Bäume klettern erlaubt

Schwere, braune Metalltüren versperren den Hintereingang des vierstöckigen Plattenbaus in Leipzig-Grünau. Niemand würde erwarten, dass Kinder in dem grauen Betonklotz mit dem Roller durch die Flure flitzen, auf Matratzen toben oder Festungen aus Bauklötzen erschaffen – und das Lernen soll dabei auch nicht zu kurz kommen. Denn hinter der hässlichen Fassade verbirgt sich eine der freiesten Schulen Deutschlands.

Finn liegt steif wie eine Puppe auf dem Teppich im Kaplazimmer. Er streckt seine Beine und Arme aus wie ein aufgezogener Hampelmann. Jonathan und Ole hocken neben ihm auf dem Teppich. Der eine ist dreizehn, der andere sieben Jahre alt, trotzdem spielen und lernen sie zusammen. Eifrig mauern sie Finn mit fingerlangen Bauklötzen ein, sogenannten Kaplas. Bis nur noch der Kopf unter den Steinen hervorlugt, als läge Finn in einem maßgeschneiderten Sarg.

Hinter dem Spiel der Kinder steckt das Prinzip der Freien Schule, die zurzeit 149 Schüler besuchen: Sie sollen die Welt mit Neugierde entdecken. Ohne Druck. Ihre Lehrer unterscheiden nicht zwischen Spielen und Lernen. Denn während die Schüler Finn einbauen, lernen sie praktisch durch „Trial and Error“, also Versuch und Irrtum, wie Statik funktioniert. Wenn sie etwas nicht verstehen, können sie ihre Mitschüler oder einen Lehrer fragen.

Von viertel nach acht bis ein Uhr muss Finn in der Schule sein. Viele Kinder bleiben aber auch am Nachmittag in der Ganztagschule. Was Finn in dieser Zeit macht, darf er selbst bestimmen, egal ob vormittags oder nachmittags. Er kann monatelang im Werkraum ein Kanu bauen, Enzyklopädien in der Bibliothek wälzen oder im Kunstraum Portraits zeichnen. In der Freien Schule gibt es keine Pflichtfächer, keine Hausaufgaben und keine Noten.

Bis die Schüler zehn Jahre alt sind, haben sie einen Klassenlehrer und einen Klassenraum als Orientierungspunkt. Aber sie dürfen, genauso wie alle älteren Schüler, in jedem Raum der Schule lernen, sogar im Lehrerzimmer.

Die Schule wurde 1990 von alternativen Pädagogen und Eltern gegründet. Ihnen war es wichtig, dass die Kinder lernen, selbst Entscheidungen zu treffen. Die Schüler bestimmen mit, welche Schüler aufgenommen werden und welcher Lehrer unterrichten darf.

Seit 2005 besuchen die Freie Schule Leipzig nicht nur Grundschüler, sondern auch Schüler bis zur zehnten Klasse. Die Schule finanziert sich zu zwei Dritteln vom Staat, den Rest decken die Schul- und Hortgebühren von etwa 130 Euro im Monat.

Mit neun Jahren kann Arthur noch nicht lesen und schreiben

Im Morgenkreis diskutieren die Schüler, die Lust haben, ihre Probleme und neue Ideen. Arthur schmiegt den Kopf an seinen Lehrer Felix Novottnick, der auf einem blauen Kissen in der Sitzecke hockt. „Luis hat mich gestern auf dem Schulweg mit dem Schwert gehauen, obwohl ich ‘Stop’ gesagt habe“, sagt Arthur. Felix Novottnick nimmt sich Zeit, hört sich beide Seiten der Geschichte an. Am Ende muss sich Luis entschuldigen.

Der Morgenkreis löst sich auf und Arthur läuft in die Bauecke, er will mit Kaplas spielen. Hier verbringt er manchmal ganze Tage. Obwohl er neun Jahre alt ist, kann er noch nicht richtig lesen und schreiben. Das Wort „Kapla“ kann er schon notieren, aber er kann nicht „Ich spiele mit Kapla“ schreiben, weil er keine Schreibkurse besucht. „Die sind langweilig“, sagt Arthur.

Henrik Ebenbeck, der pädagogische Leiter der Schule, ist überzeugt, dass es egal ist, ob ein Kind mit sechs oder mit zwölf Jahren Lesen und Schreiben lernt. „Irgendwann kommt der Wunsch, Lesen zu können ganz von selbst“, sagt Ebenbeck. Bedenklich sei es erst, wenn das Kind bewusst Situationen vermeide, in denen es lesen muss. Wenn die Kinder in die vierte Klasse kommen, beobachten die Lehrer Kinder wie Arthur verstärkt und versuchen, in Kinder- und Elterngesprächen zu klären, warum sie keine Schreibkurse besuchen.

Arthurs Mutter, Ellen Siegert, macht sich manchmal Sorgen um ihren Sohn. Sie findet es wichtig, dass Kinder lernen, selbst zu entscheiden. „Aber vielleicht braucht es manchmal auch Nachdruck“, sagt sie. Nun haben Ellen Siegert, die Lehrer und Arthur vereinbart, dass er wenigstens drei Wörter in der Woche lernt.

Im Flur hängt ein großer Stundenplan, auf dem bunte Zettel kleben. Darauf stehen Fächer wie Mathe, Englisch oder Physik in verschiedenen Schwierigkeitsstufen. Wenn die Schüler

wollen, können sie in der Freien Schule auch festen Unterricht besuchen. Pro Fach nehmen etwa acht bis zwanzig Kinder teil. „Den ersten Mathekurs gestalte ich als Werkstatt“, sagt der Lehrer Alexander Ortmann. Dann sei es nicht so schlimm, wenn die Kinder nicht regelmäßig kämen. Mathe für Fortgeschrittene unterrichtet er frontal, in jeder Stunde wiederholt er kurz den Stoff, „aber im Normalfall kommen die Schüler regelmäßig“, sagt Ortmann. Und wenn nicht, erscheinen sie im nächsten Schuljahr konstant, um im Stoff mitzukommen.

Alexander Ortmann läuft in den Bandraum und setzt sich an sein Keyboard. Braune Eierkartons, die den Schall dämpfen, kleben unter der Decke. Auf dem Boden leuchtet ein grüner Filzteppich. Der Lehrer schlägt zwischen den Kindern die Tasten an. Eine Schülerin singt eine Zeile aus einem Popsong von Bruno Mars ins Mikrofon: „Today I swear I’m not doing anything.“

Eine andere Schülerin flitzt mit dem Roller durch den Flur, vorbei an zwei Kindern, die gerade Legofiguren tauschen. Vorbei an einer Truppe Piraten, die mit Schwertern und dem Soundtrack vom „Fluch der Karibik“ durch die Schule streifen. Sie bremst vor dem Computerzimmer. Hier drängeln sich 18 jüngere Kinder um einen PC und schauen den Spielfilm „Mathilda“. Die Schüler recken ihre Hälse und starren mit aufgerissenen Mündern auf den Bildschirm: Mathilda kann Tassen fliegen lassen.

Streng genommen gibt es auch an der Freien Schule ein paar Regeln. Streng genommen dürfen die Schüler nur eine begrenzte Zeit am Tag vor dem Computer sitzen. Aber Strenge gibt es hier nicht. Vor drei Wochen hat die Schulversammlung beschlossen, sämtliche Regeln auszusetzen. In dem Kurs „Kritisches Denken“ kam die Frage auf, ob Regeln vielleicht nur nötig sind, weil man zu wenig miteinander redet.

Seitdem kleben vor allem die jüngeren Kinder den ganzen Tag vor dem Computer und müllen den Raum mit Brottüten und Essensresten zu. Verschiedene Arbeitsgruppen arbeiten jetzt an neuen Vereinbarungen, über die Schüler und Lehrer gemeinsam in der nächsten Schulversammlung abstimmen. „Ich finde es toll, dass wir demokratisch mitbestimmen dürfen“, sagt die vierzehnjährige Ona. Da Lehrer und Schüler jeweils eine Stimme haben und es mehr Schüler ▶

Von Bauklötzen eingemauert liegt Finn auf dem Teppichboden im Kaplazimmer. Seine Freunde haben bei dieser Aktion eine ganze Menge über Statik gelernt. Kinder unterschiedlichen Alters spielen und lernen zusammen







Entspannen im Aufenthaltsraum, basteln in der Werkstatt, am Computer sitzen, toben oder musizieren – die Schüler entscheiden selbst, was sie wann tun. Sie dürfen sogar im Morgenkreis Vorschläge für den Schulbetrieb einbringen und wenn sie Probleme haben, werden sie dort besprochen. Die Lehrer hören zu und vermitteln in Konfliktfällen





So lange diese Mädchen noch nicht an den Schulabschluss denken müssen, können sie beim Spielen die Zeit vergessen. Bei der Abschlussprüfung an staatlichen Schulen schneiden die „Freien“ aber erstaunlich gut ab

- als Lehrer gibt, entscheiden am Ende die Kinder über die Schulregeln.

Zweifel an der freien Schule

Manchmal zweifeln sie aber auch an der demokratischen Schulform. Vor zwei Jahren schnupperte Ona zwei Tage in den Unterricht einer Schule mit festem Stundenplan: Sie besuchte die Montessori-Schule gleich nebenan. „Ein Junge hat Papierkugeln geschmissen und wurde vor der ganzen Klasse angeschrien“, erzählt sie. Sie verstand die strengen Regeln und den harten Ton der Lehrer nicht. Am nächsten Tag plagte sie heftiger Schnupfen. Sie blieb im Bett und kehrte an die Freie Schule zurück.

Hier verstehen sich die Lehrer mehr als Freunde und Berater und weniger als Autoritätspersonen. Ona sitzt im Nähzimmer und steckt Nadeln in schwarzen Samtstoff, daraus soll eine Jacke aus der Barockzeit für das Kleiderprojekt von Dörte Haußmann werden. „Dörte, kannst du mal kurz gucken?“, fragt Ona, als sie die letzte Stecknadel in den Stoff geschoben hat. Ihr ist ein Umfeld wichtig, in dem man locker miteinander redet und ohne Sorgen lernen kann. Wenn ihre Großmutter

fragt, ob sie denn überhaupt was lernt, antwortet sie: „Wir lernen langsamer, aber behalten den Stoff dafür länger.“ Der Druck komme irgendwann ganz von selbst, wenn die Abschlussprüfung näher rücke.

Im letzten Schuljahr machten die ersten fünf Schüler der Freien Schule Leipzig ihren Realschulabschluss an einer staatlichen Schule. Zwei fielen durch, drei bestanden mit einer Zwei vor dem Komma. „Wir waren sehr aufgeregt vor den Prüfungen“, sagt der Schüler Ferdinand. Ein Jahr vorher ging er zu allen Kursen seiner Schule und recherchierte in Büchern und im Internet. Die Lehrer der staatlichen Mittelschule in Leipzig gaben den „Freien“ Tipps, was sie lernen müssen. „In den Prüfungen war ich dann ganz ruhig“, sagt Ferdinand.

Jetzt will er sich in der Freien Schule selbstständig auf das Abitur vorbereiten, weil ihm der Regelunterricht an Gymnasien zu steif ist. Eigentlich ist die Freie Schule nur eine Mittelschule, aber Ferdinand darf bleiben. Für ihn werden nun neue Bücher angeschafft, damit er den Stoff fürs Abitur pauken kann.

Leonie tauschte nach ihrem Realschulabschluss die Freiheit gegen Regelunterricht, sie besucht jetzt die zehnte Klasse des evangeli-

schen Gymnasiums in Leipzig. In den nächsten zwei Jahren will sie hier ihr Abitur machen. Sie muss jetzt französische Zeitformen lernen, anstatt französische Lieder zu singen. In ihrem Lieblingsfach Englisch muss sie neue Wörter aus Texten über die Apartheid fischen, anstatt frei über den Inhalt zu diskutieren. „Es geht nicht mehr darum, sich mit neuen Lebenswelten auseinander zu setzen. Es geht um Grammatik und Vokabeln“, sagt Leonie. „Das fällt mir manchmal schwer.“ Auch am Nachmittag hat sie kaum Zeit, sich in neue Themen einzulesen, denn sie muss Hausaufgaben machen.

Leonie kommt im Stoff locker mit, ihr Schnitt liegt bei 2,1. Aber manchmal vermisst sie ihre alten Freunde und Lehrer, mit denen sie nachmittags aus freien Stücken in der Schule blieb. Manchmal vermisst sie es, in der Schule einfach mal wieder die Zeit zu vergessen. ■

DIE DEMOKRATISCHE SCHULE

Wie sie begann: Die Anfänge aller demokratischen Schulen liegen in Deutschland. Alexander Sutherland Neill startete 1921 in Dresden einen Gegenentwurf zur strengen „Paukschule“. In der „Neuen deutschen Schule“ war der Unterricht freiwillig und die Kinder organisierten sich selbst in einem Schulparlament. Bald schon gab es aber Streit darüber, wie viel Freiheit einem Kind gut tut. Neill wollte Tabak und Alkohol erlauben, den deutschen Reformpädagogen war das eine Spur zu locker. Neill gründete eine neue Schule in Österreich, zerstritt sich dort mit den Anwohnern und fand schließlich in Südengland sein endgültiges Domizil – auf dem Berg „Summerhill“, der bis heute Namensgeber der Schule ist.

Wie sie läuft: Schüler demokratischer Schulen entscheiden selbst, wie sie ihren Tag verbringen. In Schulversammlungen entscheiden Lehrer und Schüler gemeinsam über die Schulregeln, Studienpläne, neue Mit-

arbeiter und mögliche Ausflüge. Die Neugierde der Kinder soll nicht in hierarchischen Strukturen ersticken. Verfechter dieser Schulen gehen davon aus, dass Kinder nachhaltiger lernen, wenn sie sich aus eigenem Antrieb mit Neuem auseinandersetzen. In demokratischen Schulen lernen sie unabhängig vom Alter zusammen, manchmal sogar ganz ohne Klassenverbände.

Wo sie heute ist: Weltweit gibt es laut der „European Democratic Education Community“ etwa 200 Demokratische Schulen. In Europa sind es mehr als 70 Schulen, die den Kindern freies, selbstverantwortliches Lernen ermöglichen, acht davon liegen in Deutschland: die Neue Schule Hamburg, die Freie Schule Heckenbeck, die Freie Schule Leipzig, die Kapriole in Freiburg, die Leonardo Freie Ganztagschule in Jena und die Netzwerk-Schule, die TING-Schule und die Demokratische Schule X, alle drei in Berlin.



DER ELEFANTENMANN

„Ich war Zeit meines Lebens kein schöner Mensch“, gesteht Jürgen Kluckert. Vielleicht kennt deswegen kaum einer sein Gesicht – aber seine Stimme, die hat fast jeder mal gehört, wenn er sein „Törööö“ trompetet: Seit zwölf Jahren synchronisiert Kluckert den Elefanten Benjamin Blümchen. Eigentlich wollte er als Schauspieler die Bühnen erobern, aber nach seinem Theaterstudium erhielt er vor allem Sprecherrollen, und wurde nach und nach immer besser darin, Stimmen nachzuahmen. Als der alte Benjaminsprecher Edgar Ott starb, übernahm er die Rolle des kleinen Elefanten. Das war gar nicht so leicht, denn Ott hatte bereits Teile des neuen Films eingesprochen. Tagelang schloss sich Kluckert in die Sprecherkabine ein und übte solange, bis jede Nuance stimmte. Wenn Kluckert nicht als Elefant ins Mikrofon trötet, leiht er seine Stimme dem Bären Balu aus dem Dschungelbuch oder Mister Crab aus der Spongebob-Serie. Manchmal auch dem Raubein Chuck Norris – der kann ebenfalls heruntönen wie ein Weltmeister und sogar Zwiebeln zum Weinen bringen.

Text: Katrin Langhans, Julia Reichardt, Lisa Rokahr; Fotos: Khalid Aziz, Moritz Küstner, Rainer Raschewski

KINDSKÖPFE

Sie leben wie Peter Pan, das Kind, das nie erwachsen wird.
Sechs Geschichten von Menschen,
die sich mit ihren Jobs jeden Tag ein Stück Kindheit bewahren



DIE PUPPENFLÜSTERIN

Sie ist die letzte Rettung für Blinde, Beinlose und Glatzköpfe. Renate Herrmann näht heißgeliebten und arg zerfledderten Veteranen aus Kinderstuben neue Augen und Glieder an, stopft Löcher und zieht Haare auf – denn sie ist seit 26 Jahren Pupp doktorin. „Ich hatte als kleines Kind keine Puppe“, sagt die alte Dame, die in der Notzeit des Nachkriegs bei armen Eltern aufwuchs. Immer wieder lief sie in den Laden um die Ecke und drückte Puppen ans Herz, aber erst mit sechs Jahren durfte sie eine davon mitnehmen: Inge, ein Mädchen aus Zelluloid. Die Liebe zu den Puppen hielt ein Leben lang. Und deshalb eröffnete sie schließlich ihre Puppenklinik in Berlin. „Für Kinder gehört die Puppe einfach zur Familie“, sagt sie. Tausende hat sie seither verarztet und versteht es, Kinder zu trösten, wenn sie ihren Liebling bei ihr im Krankbett zurücklassen müssen. Als Frau Doktor hat Renate Herrmann jahrzehntelange Erfahrung gesammelt, auch wenn ihre Patienten nicht immer freiwillig kamen – sie war mal Zahnärztin.





DER TOLLPATSCH

Als der SWR anrief und fragte, ob sie sich zutrauen würde, einen Frosch zu spielen, dachte Inge Bühler zunächst an einen Scherz. Sie brach in lautes Lachen aus und konnte gar nicht mehr aufhören zu lachen, als die nächste Frage kam: „Sind Ihre Beine dafür dünn genug?“ Danach glaubte sie, der SWR würde nie wieder anrufen. Falsch gedacht, denn seit 16 Jahren spielt sie in Janoschs Tigerentenclub den tollpatschigen Günter Kastenfrosch. In moosgrüner Montur und mit Riesenkopf trampelt die 51-Jährige mitten durchs Bild oder stolpert in die sorgsam aufgebaute Kulisse. Das macht nicht nur Kindern großen Spaß, sondern auch ihr selbst. Denn diese komische Rolle ist ein guter Ausgleich für ihren eigentlichen Beruf als Sozialarbeiterin. In dieser Funktion betreut sie Familien, die schwierige Kinder aus zerrütteten Verhältnissen aufgenommen haben. „Diese Arbeit ist sehr ernst“, sagt sie. „Als Günter Kastenfrosch hingegen darf ich sorglos durch die Welt stolpern und alles ausprobieren, ohne Konsequenzen zu fürchten.“

TEUFELSVIRTUOSIN

„Es ist wie ein Fluch“, sagt Aline Westphal, 27. Egal welche Musik sie aufdreht, sie hört immer nur die Gitarrenklänge heraus. Ertönt ein Riff, wird sie zum Rockstar, zur Devil's Niece, der Nichte des Teufels, schüttelt die rote Mähne ins Gesicht, biegt sich nach hinten, wirft sich auf die Knie und fingert rasende Tonleitern in die Luft. Westphal, die Luftgitaristin, die als erste Deutsche 2011 die Air Guitar World Championships in Finnland gewann. Wildes Fuchteln und Hampeln allein reicht jedoch für diesen Titel nicht: In ihrem Studium der Szenischen Künste in Hildesheim analysierte sie Luftgitarrenstile aus aller Welt: Die Karateeinlagen der Japaner, die Wrestling-Elemente der Amerikaner, die ausgeprägte Mimik der Franzosen und schrieb ihre Diplomarbeit darüber: Eine „Kulturgeschichte über die Luftgitarre“. Seitdem tourt Westphal mit ihrer Luftband durch die Lande – stets mit dabei – The God of Hellfire, ihr Dozent aus Hildesheim.



DER LOLLIPOPSTAR

Für Millionen Kinder ist Rolf Zuckowski der absolute Superstar. Für viele Eltern die schlimmste Folter seit Erfindung des Kassettenrekorders. Sein bekanntestes Lied „Wie schön, dass du geboren bist“ hat er öfter gesungen, als er zählen kann. „Aber ich musiziere immer noch so gerne mit Kindern wie vor dreißig Jahren“, sagt er. Ein Star zu werden sei nie sein Traum gewesen. „Als ich anfang, Musik zu machen, gab's das Wort Popstar noch gar nicht.“ Erst als er mit 24 Jahren Vater wird, merkt er, wie viel Spaß es ihm bereitet, für Kinder zu dichten und zu singen. Fünf Jahre noch gehören seine Reime allein Tochter Anuschka, 1981 wird er mit „Du da im Radio“ deutschlandweit bekannt. Den Ohrwurm „In der Weihnachtsbäckerei“ darf er 1984 sogar in der Sendung „Wetten, dass...?“ einem Millionenpublikum vorsingen. Für seine Karriere als Kinderschnulzenmacher erntet er zwar satte Honorare, aber anfangs auch schmunzelndes Schulterzucken von Kollegen. Trotzdem empfiehlt er allen, ab und zu ein Kinderlied anzustimmen. „Wer sein inneres Kind nicht verliert, ist mit Sicherheit der glücklichere Mensch.“

Mein Bauch gehört Dir

NEUN MONATE WÄCHST OSKAR IN ANTONIAS BAUCH.
BEI DER ENTBINDUNG SIEHT SIE IHN ZUM ERSTEN UND
LETZTEN MAL. WÄHREND ANTONIA ALLEINE NACH HAUSE
GEHT, WIRD OSKAR VON SEINEN ELTERN ABGEHOLT.
ANTONIA WAR LEIHMUTTER FÜR EIN KINDERLOSES PAAR.
SIE HAT OSKAR GEBOREN, ABER ER IST NICHT IHR KIND

Text: Lisa Rokahr

Donnerstag beim Frauenarzt, Muttermund schon offen und der Gebärmutterhals verkürzt. Lange wird es nicht mehr dauern, sagt der Arzt. Das spürte Antonia schon. Freitagmittag beginnen die Wehen, sie geht spazieren, ihre Freundin kommt vorbei und zählt die Zeit zwischen den Wehen. Samstag sitzt Antonia auf dem Sofa, hört Musik, die Fruchtblase platzt, alle Tücher unter ihr sind plötzlich nass. Sie geht ins Krankenhaus, zu Fuß, für den Weg von fünf Minuten braucht sie heute zehn. April, es nieselt. Geburtshelferinnen begleiten sie direkt in den Kreißsaal. Antonia blickt sich um: Badewanne, Bett, Geburtshocker. Sie entscheidet sich für das Bett, legt sich hin, steht wieder auf, läuft herum. Die Schwerkraft wird es schon

herausholen, stöhnt sie. Die Schmerzen werden stärker, ich muss sterben, denkt sie. Trotzdem: Keine Periduralanästhesie, sagt sie, ich will es ohne schaffen. Am Sonntag – sie hat seit 38 Stunden nicht geschlafen – am Sonntag um 14.10 Uhr ist das Kind da.

Es liegt zwischen ihren Beinen, blutig, schleimig. Und Antonia ist glücklich, als sie es sieht. Endlich ist er da, endlich. Der Junge hat lange schwarze Haare. Wie ein Äffchen, denkt sie. Sie nimmt ihn nicht in den Arm. Er ist zu früh geboren, kommt kurz in den Inkubator, dann ins Wärmebettchen. Antonia wird auf Station verlegt.

Schon am nächsten Tag geht sie nach Hause, alleine. Denn die Eltern des Neugeborenen warten schon auf ihn. Länger als neun Monate.

Endlich ist er da, Oskar, endlich sind sie eine Familie. Sie beugen sich über sein Wärmebettchen. Der Mann erkennt in dem Baby die dunklen großen Augen seiner Frau.

Für Antonia endet hier eine außergewöhnliche Erfahrung. Für ein Ehepaar die lange unerfüllte Sehnsucht nach einem eigenen Kind. Hier trennen sich die Wege, die sich vor elf Monaten ganz plötzlich kreuzten, als Antonia im Internet eine Anzeige aufgab: „Ich biete mich als Leihmutter an. Ich halte nicht viel von Geld, ich will es lediglich machen, um kinderlosen Paaren zu helfen! Ich bin 21 Jahre alt und fühle mich noch nicht in der Lage ein eigenes Kind großzuziehen. Aber warum nicht anderen helfen?“ In einem Selbsthilfeforum für ungewollt Kinderlose hinterlässt sie irgendwo ►





Kind im Mutterleib: 20./21. Woche

► zwischen 42 Threads und tausenden Posts ihre E-Mail-Adresse, Schmusesuse912@web.de.

Schnell melden sich Interessenten, seriöse und dubiose, fast 30 Personen innerhalb von zwei Wochen. Antonia beantwortet jede E-Mail. Aus einigen Mails schlägt ihr Verzweiflung entgegen, sie gibt ihre Telefonnummer heraus. Eine Frau ruft jeden Abend an, manchmal dreimal, erzählt ihr schon, wie das Kinderzimmer aussehen wird. Manche Kontaktpersonen haben eine merkwürdige Vorstellung von Leihmuttertschaft. Wir könnten miteinander Sex haben, schlägt ein Mann vor, das Kind soll aus Liebe entstehen. Antonia erschrickt. Nein, dann lieber doch keine Leihmutterchaft. Für Paare sei es schwierig, eine seriöse Leihmutter zu finden, sagt Antonia. Aber umgekehrt sei es auch schwierig, ein seriöses Paar zu finden.

Dann meldet sich eine Frau, sie und ihr Partner möchten ein Kind mit ihren Genen austragen lassen. Beide Mitte 30, sie arbeitet für einen Notar, er im Management. Antonia wünscht sich ein Paar, das dem Kind eine gute Zukunft bieten kann, eine gute Ausbildung. Mindestens den Realschulabschluss sollen sie dem Kind ermöglichen, sagt sie, sich Zeit nehmen, mit dem Kind Schularbeiten machen. Antonia selbst macht gerade ihr Fachabitur, hat sich von der Realschule hochgearbeitet. Am Telefon erzählt ihr die Frau, dass sie selbst schon schwanger war. 37. Woche, in 20 Tagen sollte ihr Baby kommen. Dann eine Totgeburt, Blutungen, die Ärzte entfernen die Gebärmutter, ihre Eierstöcke behält sie. Der Kinderwunsch blieb, der Wunsch nach einem eigenen Baby. Leihmutterchaft ist in Deutschland verboten, das Paar sucht im Ausland eine Leihmutter und findet eine Frau in der Ukraine. Die künstliche Befruchtung klappt, doch in der sechsten Woche verliert sie das Kind. Das Paar probiert es nochmal, andere Leihmutter, In-Vitro-Fertilisation (IVF) erfolgreich, das Kind schafft die kritische zwölfte Woche, die beiden freuen sich, in der 16. Woche die Fehlgeburt. 6.000 Euro kostet jeder Versuch, das Paar gibt auf. Dann finden sie Antonia.

Sie schreiben sich viele Mails, telefonieren. Meist spricht Antonia mit der Frau, zu dem Mann hat sie kaum Kontakt. Sie besprechen einen Termin für die Befruchtung in Tschechien. Einen Vertrag gibt es nicht. Risiko auf beiden Seiten, aber Antonia sagt: Kein Vertrag hätte vor einem deutschen Gericht Bestand. Die Eltern bekommen von der tschechischen Frucht-

barkeitsklinik Medikamente und einen detaillierten Zeitplan zugeschickt. Ein Kurierdienst bringt sie weiter zu Antonia, alles bezahlt von den Eltern. Zweieinhalb Monate muss sie sich nun auf die In-Vitro-Befruchtung vorbereiten. Die Antibabypille Marvelon, täglich. Das Implantat Zoladex, um das Endometrium, die Gebärmutter Schleimhaut, auf die Einpflanzung vorzubereiten. Und für die Hormontherapie Utrogestan und Estrofem.

Nach einigen Wochen geht Antonia zu ihrem Frauenarzt. Bluttests auf Syphilis, HIV, Hepatitis B und C. Antonia sagt ihrem Gynäkologen nun, sie bereite sich auf eine IVF vor, er möge nachschauen, ob sich die Gebärmutter Schleimhaut genügend entwickelt hat. Sie ist 21, der

Sie nimmt kein Geld.
Das Kind soll später
niemals denken,
es sei gekauft worden

Arzt fragt nicht nach. Er müsste etwas ahnen, er ist seit Jahren ihr Gynäkologe. Keine 21-jährige bereitet sich plötzlich und ohne Rücksprache auf eine IVF vor. Vielleicht schwant ihm etwas, aber er sagt nichts, er könnte sich strafbar machen. Das deutsche Embryonenschutzgesetz verbietet jede ärztliche Leistung bei Leihmutterchaften. Doch die Leihmutter und die Eizellengeberin werden nicht bestraft.

Wir haben nichts Verbotenes gemacht, sagt Antonia, kein deutscher Arzt hat die künstliche Befruchtung durchgeführt, sondern ein tschechischer. Grauzone. Das Thema bleibt ein Tabu. Für ihren Hilfsdienst werden Austragemütter häufig geächtet, darum heißt Antonia auch nur in diesem Text Antonia. Als sie die Praxis verlässt, fragen die Arzthelferinnen vorwurfsvoll: Sie wissen schon, was sie da machen?

An einem Morgen im August packt Antonia ihren Koffer, Klamotten für fünf Tage. Das Paar

holt sie mit dem Auto aus der westdeutschen Großstadt ab, in der sie wohnt. Antonia wartet unten vor dem Mehrfamilienhaus, sie lebt alleine, seit vier Jahren schon. Zur Begrüßung schütteln sie sich die Hände. Befremdlich, denkt sie, bald habe ich ihre Körperflüssigkeiten in mir. Auf der Fahrt nach Tschechien reden die drei nicht viel, und wenn, dann nicht über das, was ihnen bevorsteht. Antonia ist aufgeregt.

Die Klinik ist modern eingerichtet. Zuerst wird das Sperma des Mannes im Reagenzglas mit den Eizellen seiner Ehefrau zusammengebracht. Spontane Befruchtung, natürliche Selektion der mobilsten Spermien. Zygoten entstehen, sie müssen sich drei Tage entwickeln. Antonia wartet im Appartement nahe der Klinik. Kein Internet, kein Telefon, sie langweilt sich. Abends geht sie mit dem Paar essen, wieder unterhalten sich sie kaum. Alle drei sind befangen. Der Tag der Einpflanzung. Es piekst und drückt, als ihr der Gynäkologe die befruchtete Eizelle einsetzt. Danach 30 Minuten liegenbleiben. Antonia kann sich nicht recht vorstellen, jetzt schwanger zu sein.

Zwei Wochen später geht sie in Deutschland zu ihrem Frauenarzt. Sie ist aufgeregt, aufgeregter als das Paar. Die beiden haben schon drei Kinder verloren. Der Schwangerschaftstest ist positiv, die fremde Eizelle hat sich eingenistet. Jetzt bin ich also Leihmutter, denkt Antonia. Gleich nach der Untersuchung ruft sie die Frau an, die bleibt ruhig. Zu groß die Angst, wieder ein Kind zu verlieren. Erst ab der 24. Woche kann sie sich freuen, dann ist das Kind überlebensfähig.

Als ihr Bauch wächst, kauft sich Antonia Umstandskleidung, eine bequeme Hose mit Gummizug. Sie bezahlt selbst, Geld für die Leihmutterchaft nimmt sie nicht. Dabei fordern deutsche Leihmütter, die es im Verborgenen durchaus gibt, bis zu sechsstellige Beträge als Aufwandsentschädigung. Antonia verurteilt jegliche Zahlung: Ob fünf oder fünftausend Euro – egal, sagt sie. Falls das Kind später nachfragt, soll es niemals denken, es sei gekauft worden. Wenn ich mich für eine Leihmutterchaft entscheide, dann weil ich selbst es möchte, weil ich helfen möchte. Alles, was sie sich wünscht, ist ein Familienfoto mit dem Kind. Antonia ist hart mit ihrer Meinung. Wenn eine Frau ihren Körper verkaufen will, soll sie Anschaffen gehen, sagt sie.

Antonias Eltern trennten sich, als sie in die Pubertät kam. Mit der Erziehung waren ►

RECHTLICHER RAHMEN

§ 1 Abs. 1 ESchG: Mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe wird bestraft, wer es unternimmt, bei einer Frau, welche bereit ist, ihr Kind nach der Geburt Dritten auf Dauer zu überlassen (Ersatzmutter), eine künstliche Befruchtung durchzuführen oder auf sie einen menschlichen Embryo zu übertragen. Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder Geldstrafe bei Nichtbefolgen.

§ 1 Abs. 3 ESchG: Nicht bestraft werden in den Fällen des Absatzes 1 Nr. 1, 2 und 6 die Frau, von der die Eizelle oder der Embryo stammt, sowie die Frau, auf die die Eizelle übertragen wird oder der Embryo übertragen werden soll.

► sie überfordert, gemeinsam, wie später allein. Stattdessen erfüllten sie Antonia jeden materiellen Wunsch, den neuen Flatscreen-Fernseher, die Wii, den Laptop. Aber glücklich war sie nicht. Es gab immer häufiger Streit, manchmal haute Antonia einfach ab. Mit 14 kam sie



dann zu einer Pflegefamilie. Mietnomaden, ein Hund, vier Katzen, zwei Ratten, drei Meerschweinchen, zwei Hamster, ein Aquarium. Kündigte sich das Jugendamt an, wurde drei Tage vorher der gröbste Dreck beseitigt. Die haben uns Pflegekinder nur genommen, weil es Geld dafür gab, sagt sie. Sie kümmerte sich um die jüngeren Pflegekinder, die nannten sie bald Mama. Antonia wurde schnell erwachsen.

Ich hatte keine schöne Kindheit, sagt sie. Aber ich möchte anderen Kindern ermöglichen, wohlbehütet aufzuwachsen. Bei mir könnten sie das niemals. Sie will einem Kind das Zuhause geben, das sie selbst nie hatte. Keine Spur von Naivität. Sie hatte diese Idee und mit der Leihmutterschaft die Lösung. Reflektiert dachte sie über eigene Nachteile nach – und fand keine, die stärker wogen, als ein glückliches Kind in die Welt zu setzen. Muttergefühle hat sie für Oskar nicht. Die meisten Menschen können das nicht verstehen. Es war nie mein Kind, versucht sie zu erklären. Es hat Eltern, gute Eltern. Die boten Antonia sogar an, Oskars Patentante zu werden, aber sie lehnte ab. Eine Bindung entsteht vor allem nach der

Geburt, sagt sie. Daher nahm sie das Kind nach der Geburt nicht in den Arm, darum möchte sie nicht Teil der Familie sein. Interesse habe sie an dem Kind, sagt sie. Aber ich interessiere mich auch für die Kinder meiner Freundin.

Während der Schwangerschaft hört sie mit dem Ungeborenen oft Musik, punkig, das mochte es. Dann streichelt sie über ihren runden Bauch und denkt: Bald bist du weg. Und ermahnt sich zugleich, genießt doch die Zeit, die du mit ihm hast. In manchen Momenten ist sie stolz, wenn sie spürt, wie er tritt. Das war ein unglaubliches Gefühl, findet sie, aber kein Muttergefühl. Unglaublich, wie er in mir sein kann, ohne dass er von mir ist, ohne, dass wir verwandt sind. Zur Leihmutterschaft gehört auch Selbstschutz, gesteht sie ein.

Wenige Freunde weilt sie in ihr Geheimnis ein, drei enge Freundinnen nur. Allen anderen erzählt sie von einem One-Night-Stand mit Folgen. In der 15. Woche vertraut sie auch ihrem leiblichen Vater die Leihmutterschaft an, am Telefon. Kurz, bevor sie in die Schule muss, damit keine Diskussion aufkommen kann. Die Eltern getrennt, die Mutter darf nichts erfahren. Du bist alt genug, sagt ihr Vater. Komm nicht an, wenn es dir schlecht geht.

Bald spürt Antonia, eine Leihmutterschaft ist ein aufwendiges Komplott. Monate vor dem Geburtstermin kontaktiert sie mit dem künftigen Kindsvater das Jugendamt, sie vereinbaren einen Termin. Wir spielten kompliziertes Theater, erzählt sie.

Erster Akt: Ein One-Night-Stand, erklären sie dem Mitarbeiter, und jetzt ein Kind. Wie soll ich das meiner Frau erklären, fragt der Mann. Ich bin 21, viel zu jung, jammert Antonia.

Zweiter Akt: Sie signalisiert Überforderung. Der Mann sagt, er habe mit seiner Frau gesprochen, wir könnten uns vorstellen, das Kind bei uns aufzunehmen.

Dritter Akt: Der Mann und seine Frau erzählen, wie sehr sie sich auf das Kind freuen. Für Antonia folgen weitere Gespräche, das Jugendamt möchte unbedingt, dass das Kind bei ihr bleibt. Sie bieten eine Grundausrüstung an, Tagesmütter, einen Platz in einer Mutter-Kind-Einrichtung. Drei Wochen nach der Entbindung unterschreibt Antonia den Verzicht auf das Sorgerecht und das Aufenthaltsbestimmungsrecht für Oskar. Der Vater ist bereits als Vater eingetragen. Etwa zwei Jahre wird es nun noch dauern, bis seine Frau ihr eigenes Kind

adoptiert hat. Denn in Deutschland gilt immer die Frau als leibliche Mutter eines Kindes, die es gebiert. Selbst wenn nicht sie, sondern eine andere Frau genetisch mit ihm verwandt ist.

Ab der 27. Schwangerschaftswoche geht es Antonia zunehmend schlechter. Zur Schule geht sie nun nicht mehr. In der 32. Woche meldet sie sich im Krankenhaus an. Ihr werden die Vorbereitungsräume gezeigt, der Kreißsaal. Die Behandlungsräume für die Babys, die Frühchenstation, Mutter-Kind-Station, das blendet sie aus. Darum müssen sich dann die Eltern kümmern, denkt sie.

Dann der Sonntag im April, die Geburt. Sie hat das Paar angerufen, die eilen ins Krankenhaus. Während der Geburt sind sie nicht dabei, aber sie sind die ersten, die den Säugling in den Arm nehmen. Nimm dir so viel Zeit, wie du brauchst, um dich zu verabschieden, sagen sie zu Antonia. Aber sie sieht Oskar das erste und letzte Mal, als er zwischen ihren Beinen liegt. Am nächsten Tag geht sie nach Hause.

Dienstag ist Feiertag, am Mittwoch geht sie wieder zur Schule, zu früh, alles zu viel, merkt sie. Eine Woche bleibt sie in ihrer Wohnung. Ihre Brüste schmerzen, sie stillt ja nicht. Sie trägt einen engen BH, trinkt Pfefferminztee bis ihr übel wird. Er soll die Milchbildung unterbinden. Nach einer Woche wird es ihr zu eng in der Wohnung. Sie fährt weg, für zwei Wochen zu Freunden nach Frankfurt, erzählt ihnen, das Kind sei tot. Die haben selbst Kinder, sie würden das niemals verstehen, dass eine Frau ein Kind wegibt, sagt sie.

Dann kehrt sie zurück in ihre Wohnung. Lila Wände, Blumenmuster, ihr Fisch namens Sushi. Eine Wohnung wie ein Mädchenzimmer. Oder die Wohnung einer jungen Frau, die ein Kind erwartet: Eine Spielecke mit Puppenhaus, ein Mobile hängt von der Dachschräge, ein Trip-Trap-Stuhl, in den Steckdosen Kindersicherungen. Überall Fotos von Kindern, gerahmt, selbstgebastelte Collagen, Kalender. Früher arbeitete Antonia oft als Tagesmutter. Die Kinder ihrer Freunde kommen gern zu Besuch. Sie liebt Kinder. Nur eigene möchte sie nicht. Die Verantwortung, an der schon ihre Eltern scheiterten, wiegt zu schwer. Sie hat entdeckt, dass sie als Leihmutter nicht nur Kindern, sondern auch verzweifelten Eltern Glück schenken kann.

Neben ihrem Sofa eine Erinnerungsecke für das Kind. Zwei Kerzen neben einem Stoffhasen, den sie kurz vor der Geburt geschenkt be-

kam, daneben ein Engel aus Ton. Mir bedeuten diese Dinge nichts, sagt sie. Die Ecke ist für die Leute, die denken, das Kind sei tot zur Welt gekommen. Denn Antonia soll jetzt trauern. Vor anderen fällt ihr das schwer, besonders vor ihrer eigenen Mutter. Es war eine Totgeburt, hat sie ihr gesagt. Das Kind sei anonym bestattet worden. Das sei das Beste für ihre Mutter. Die schenkte ihr ein Windlicht aus Ton, graviert mit Oskar. Antonia will nicht trauern, aber sie möchte über ihr Erlebtes sprechen dürfen. Es gehe ihr nicht schlecht, sagt sie. Aber es belastete sie, dass sie ihre Gedanken für sich behalten muss. Wieso ist es ein Tabu, obwohl ich einer Familie ihr größtes Glück geschenkt habe?

Unglaublich,
wie er in mir sein
kann, ohne dass er
von mir ist,
ohne dass wir
verwandt sind

Sie versucht mit ihrer Therapeutin zu sprechen. Seit Jahren ist sie bei ihr, um die Kindheit aufzuarbeiten, Depressionen zu bekämpfen. Antonia berichtet ihr von der Leihmutterschaft. Erzählt, dass sie glücklich ist, geholfen zu haben. Eine Woche später die nächste Sitzung, Termin um 15 Uhr, kurzes Gespräch. Die Therapeutin bricht die Behandlung ab. Sie könne damit nicht umgehen. Das ist mir zu viel, sagt sie.

Antonia ist nicht traurig, sie vermisst das Kind nicht, aber sie möchte es auch nicht vergessen müssen. Abends schreibt sie in ein Buch an den Jungen. Oskar, fragst sie, lachst du schon mit deinen Eltern? Kannst du deinen Kopf alleine halten?

Dreieinhalb Wochen nach der Geburt nimmt das Paar sein Kind mit nach Hause. Sie legen Oskar auf ihr Sofa, rufen die ahnungslosen Großeltern an. Ihr müsst kommen! Es ist

etwas Wunderbares passiert. Das Paar hat nie eine Schwangerschaft vorgetäuscht, das Gerede in ihrem Ort geht los. Aber der Frau ist es egal: Hauptsache, mein Kind ist endlich bei mir.

Antonia denkt nicht, dass die Gesellschaft mehrheitlich gegen Leihmutterschaft ist. Jedenfalls niemand, der sich mit dem Leid kinderloser Paare näher beschäftigt hat, sagt sie. Eine Leihmutterschaft bringt allen Beteiligten Freude: dem Paar, das seinen Kinderwunsch erfüllen kann, dem Kind, das in einer glücklichen Familie aufwächst – und der Leihmutter, die Erfüllung findet. Erfüllung im Helfen, Sinn im Leben, Helfersyndrom. Durch ihren Dienst sät sie Glück, erntet Bedeutung. Aber Helfersyndrom bedeutet auch Hilfe aufdrängen, um Anerkennung bangen, Unterstützung ablehnen, eigene Wünsche vernachlässigen. Antonia ist anders. Sie überlegt, wägt ab, setzt sich Grenzen.

Das Verbot der Leihmutterschaft in Deutschland kann sie nicht verstehen. Es füge den Menschen, die sowieso kaum noch Hoffnung haben, noch mehr Leid zu. Eine Änderung des Gesetzes könne helfen, vielleicht wie bei der Abtreibung. Die ist ebenfalls verboten, aber lässt Ausnahmen zu.

Das ersehnte Familienfoto hat das Ehepaar noch nicht zugeschickt. Antonia hätte es auf ihr Regal gestellt. Neben ein Bild von den Kindern ihrer besten Freundin. Sie hat Angst vor dem Moment, in dem Oskar Kontakt zu ihr aufnehmen wird. Falls er das je tut. Dann wird sie ihm erklären, dass er Eltern hat. Ich bin nicht seine Mutter, wir sind nicht einmal verwandt, ich war nur der Ort, wo er wachsen konnte.

Selbstlos will sich Antonia nicht nennen, denn auch sie habe durch die Schwangerschaft dazugewonnen, sagt sie, eine schöne Erfahrung, manchmal eine anstrengende. Mitunter stört sie ihr eigenes Gutmenschentum trotzdem. Ich kann zu hoffnungslosen Fällen nicht Nein sagen. Nicht zu dem Straßenhund, um den sie sich lange kümmerte, nicht zu dem jugendlichen Punk, den sie schon mal für einen Monat aufnahm, nicht zu unfruchtbaren Paaren, die in Deutschland kaum Chancen auf ein eigenes Kind haben. Ich hätte Nein sagen können, sagt sie. Aber mein eigenes Leben bleibt nicht stehen durch eine Leihmutterschaft.

Ein Kurier klingelt. Sie öffnet das Paket. Marvelon, Utrogestan, Estrofem, Zoladex. Acht große Packungen. Und auf dem Sofatisch die Adresse ihres neuen Psychotherapeuten. ■

ER WILL

Millionen Jungs wollen Fußball-Profi werden.

DOCH

Für den 15-jährigen Esad Morina ist der Traum zum Greifen nahe.

NUR

Er gilt als großes Talent, hat den unbedingten Willen zum Sieg –

SPIELEN

und ist nicht auszuhalten, wenn er mal nicht auf den Platz kann

Text: Dominik Drutschmann
Fotos: Khalid Aziz

Annehmen, Drehen, Schuss. Der Ball geht um Zentimeter am rechten Pfosten vorbei. Esad Morina schlägt mit der Faust auf den Rasen des Werner-Seelenbinder-Stadions. Annehmen, Drehen, Schuss. Seit Jahren trainiert Esad diese eine Abfolge. Immer wieder: Annehmen, Drehen, Schuss. Esad schaut in den Himmel, vorwurfsvoll. Als wolle er den Fußballgott fragen: Warum ging der Ball vorbei? Ausgerechnet jetzt, beim Spiel der deutschen U15-Nationalmannschaft gegen Zypern in Luckenwalde bei Berlin. Esad ist Stürmer. Er muss das Tor treffen; für seinen Verein FC Schalke 04 und für die Nationalmannschaft. In seinem Jahrgang, 1997 geboren, zählt er zu den Besten. Esad hat in der abgelaufenen Saison 30 Tore geschossen; in nur 15 Spielen. Torschützenkönig, Traumquote. Vereinsrekord. Der Sprung ins Profilager ist nur eine Frage der Zeit. „Esad ist schnell, hat einen starken Abschluss und setzt seinen kräftigen Körper unheimlich gut ein“, sagt Willi Landgraf, sein Trainer bei Schalke.



Der Schotte Andrew McGarry war Esads Jugendtrainer beim SC Frintrop 05/21. Er hält viel von seinem ehemaligen Schützling, doch die beiden sehen sich nur noch selten

Esad hat sich mit seinen 15 Jahren passende Vorbilder gesucht: Zlatan Ibrahimovic vom AC Milan und Klaas-Jan Huntelaar von Schalke 04 – nur wenige Zentimeter größer als Esad.

Angefangen hat alles auf einem Ascheplatz in Essen. Esad war drei Jahre alt, als ihn sein Vater Fatmir Morina beim SC Essen-Frintrop 05/21 angemeldet hat. In neun Jahren schoss Esad unzählige Tore für den Klub. „Ich habe nicht mitgezählt“, sagt er, „manchmal waren

es fünf, sechs Tore in einem Spiel.“ Er war so gut, dass die eigene Altersklasse bald zu klein wurde: Mit zehn Jahren, in der E-Jugend, half er bei der B-Jugend aus, bei den Jugendlichen zwischen 15 und 17 Jahren. „Das Trikot reichte mir bis hierhin.“ Esad deutet auf sein Knie. Mit zwölf wechselte er zum größten Verein der Stadt: Rot-Weiß Essen. Nach zwei Jahren dann die Anfrage vom FC Schalke 04. „Fast jeder bei Rot-Weiß hat uns von dem Wechsel abgeraten“, erzählt Esads Vater Fatmir Morina. Der Junge sei noch nicht so weit. Die Familie entschied sich dennoch für den Wechsel. Es hat nicht lange gedauert bis Esad auch für Schalke traf. „Ich weiß, dass ich immer ein, zwei Monate Anlaufzeit brauche, aber dann mache ich meine Tore.“ Bei seinen Eltern reifte der Gedanke, dass der Junge das Zeug zum Profi hat – auch weil es keine Rolle spielte, wo er auf dem Platz stand: in Frintrop, bei Rot-Weiß oder in Königsblau.

Auch auf Schalke hilft er in den älteren Jahrgängen aus. Der Vater erzählt eine Geschichte, die am besten beschreibt, wie gut ▶



Der FC Schalke hat den Vertrag des jungen Stürmers gerade verlängert. Sein Vater ist zufrieden: „Ein einfacher Arbeiter kann das im Monat nicht verdienen.“ Und sein Berater sagt, noch kein Jugendspieler habe so einen guten Vertrag bekommen

► Esad wirklich ist: Es ist der 13. Spieltag der Saison 2010/2011. Esad spielt mit Schalke U14 bei Alemannia Aachen. Beim 6:1-Sieg erzielt er vier Tore. Zwanzig Minuten vor dem Ende wechselt ihn der Trainer aus, damit er am gleichen Tag für die U15, die zuhause ebenfalls gegen Aachen spielt, auflaufen kann. Der Vater drückt aufs Gaspedal, fährt Esad in Rekordzeit von Aachen nach Gelsenkirchen. Zwanzig Minuten sind noch zu spielen. Esad wird eingewechselt und erzielt den Ausgleich, 2:2. Er ist wieder einmal der Held des Tages.

Es ist nicht ungewöhnlich, dass junge deutsche Talente mehrere hundert Kilometer vom Elternhaus entfernt in Internaten der Leistungszentren leben. Esads Eltern aber war es wichtig, dass er noch zuhause wohnt. „Hier hat er Ablenkung, kann abschalten“, sagt seine Mutter. Sie ist Deutsche, Fatmir Morina stammt aus dem Kosovo. Esads Zimmer ist ungewöhnlich aufgeräumt für einen 15-Jährigen: ein Bett, eine Rattancouch, ein Schrank, ein Regal. Der Schreibtisch fehlt genauso wie der Laptop. „Facebook kann ich auch über das iPhone checken“, sagt Esad. Den Fernseher hat er schon länger aus seinem Zimmer verbannt. Auf dem Boden vor dem Schrank stehen sauber aufgereiht sieben Paar Schuhe: drei Paar Laufschuhe, vier Paar Fußballschuhe. Hinten an der Ferse hat er seinen Namen mit Edding

Kopf kleiner als Esad und trägt eine Brille im blassen Gesicht. Er möchte das Abitur machen und dann „werde ich der Manager vom Esad“. Auf diese Position spekuliert auch schon der Vater: „Ich kann gut verhandeln.“

Wo Esad ist, ist sein Vater nicht weit. Auch jetzt, auf der Couch in Essen Frintrop, sitzen beide ganz nah beieinander. Esad, mit 1,83 schon etwas größer als der Vater, die Schultern zeichnen sich unter dem Ralph-Lauren-Polo-shirt ab. Er sieht jetzt schon wie ein Profi aus. Passend dazu die Frisur: an den Seiten abraasiert, vom Nacken aus eine Irokese angedeutet, vorne leicht übergekämmt. Links und rechts jeweils einen glitzernden Stein im Ohr läppchen – Fußballsommermode 2012. Daneben der Vater: Fatmir Morina, 38, drahtig, kurze schwarze Haare. Er ist für Esad Vater, Betreuer und Berater in Personalunion – auch wenn Esad zusätzlich von einer großen deutschen Spieleragentur betreut wird. Die Arbeitsaufteilung im Hause Morina ist klar geregelt: Mutter Nicole kümmert sich um die drei Geschwister, Vater Fatmir in erster Linie um Esad. „Ich sehe den Jungen häufiger als meine Frau.“

Anfang der Neunziger kam Fatmir Morina aus dem Kosovo nach Deutschland. Heute betreibt er eine Firma für Trockenbau. Als Selbstständiger kann er sich frei nehmen, wenn Esad ein Spiel hat. Er versucht bei jedem dabei zu sein, fährt im Jahr um die 20.000 Kilometer. Am Tag des Spiels gegen Zypern sitzt er schon um 4 Uhr früh im Auto. Sein BMW X6 ist für vier Personen zugelassen, heute fahren fünf mit. „Ich hätte auch das andere Auto nehmen können“, sagt Morina, „aber mit diesem haben wir immer gewonnen.“ Fußballer gelten als abergläubisch, Esads Vater ist es mit Sicherheit. Er trägt braune Lederschuhe ohne Schnürsenkel. „Sieht vielleicht etwas komisch aus, aber das letzte Mal haben wir damit gewonnen.“ Auf der Tribüne setzt er sich zielsicher auf den Platz mit der Nummer neun – der Nummer seines Sohnes. „Das letzte Mal saß ich auch auf dem Platz mit der Nummer neun.“ Deutschland hatte gewonnen, Esad zwei Tore geschossen.

An diesem Tag aber will es nicht klappen – trotz Auto, trotz Schuhen, trotz Platzwahl. Esad spielt in einer neu zusammengewürfelten deutschen Mannschaft. DFB-Trainer Frank

Engel wechselt ihn nach 50 Minuten aus. „Ich hatte erwartet, dass er mehr tut, sich mehr ins Spiel einbringt. Das muss er noch lernen. Von den Anlagen her bringt er alles mit.“ Das Spiel endet 3:2 für Deutschland. Fatmir Morina nimmt seinen Sohn zur Seite, wenn der frustriert ist: „Mach einfach dein Spiel, lass dir nichts erzählen.“ Esad vertraut seinem Vater. „Wenn ich ihm sagen würde: Geh zu Manchester United, dann würde er es machen.“ Gerade hat Esad seinen Vertrag verlängert. Sein Vater ist zufrieden. Esads Berater hat ihm versichert, dass noch kein Jugendspieler einen so guten Vertrag bei Schalke bekommen habe. Eine Summe möchte Fatmir Morina nicht nennen, aber „ein einfacher Arbeiter kann das im Monat nicht verdienen“. Esad scheint unbeeindruckt. „Für mich ändert sich nicht viel. Außer, dass ich mir jetzt immer das neue iPhone kaufen kann.“ Esad sei kein Grübler, sagt seine Mutter.

Während seine Eltern über ihn sprechen, schaut Esad immer wieder zum Fernseher unter dem Regal mit den Pokalen. Sky Sport News, Fußball: Esad schnappt aus dem Gespräch der Eltern das Wort „Schule“ auf, rutscht auf seinem Platz hin und her, schaut erst seine Mutter an, dann den Vater. „Ich mag die Schule nicht, keine Ahnung.“ Er spricht leise, fast nach innen. Bloß nicht schon wieder das Thema Schule. Man merkt, dass es im Hause Morina häufiger diskutiert wurde. Jetzt scheinen sich beide Parteien auf einen Nichtangriffspakt geeinigt zu haben. Esads Noten sind ausreichend. Ein Jahr Schule hat er noch vor sich, die Abiturzulassung wird er wohl nicht schaffen. Sport ist sein Lieblingsfach, Deutsch mag er gar nicht. Zuletzt haben sie das Buch „Der Unsichtbare“ von H. G. Wells im Unterricht gelesen. Esad hat nur einmal reingeschaut. „Er hat schon genug Druck“, sagt seine Mutter, „da wollen wir nicht auch noch welchen aufbauen.“

Esad besucht die Gesamtschule Berger Feld. Die „Partnerschule des Leistungssport“ und „Eliteschule des DFB“ hat 39 Profifußballer hervorgebracht – die bekanntesten sind Manuel Neuer und Mesut Özil. Sein Tagesablauf ist durchgetaktet: Um 7:15 Uhr holt ihn der Fahrdienst ab. Vormittags Unterricht, dreimal die Woche zusätzlich Training. Nachmittags mit den Mannschaftskameraden – Hausaufgaben, Playstation spielen, relaxen. Abends Training. Gegen 21 Uhr ist Esad wieder zuhause. Am Wochenende ein fußballfreier Tag. Mittwochnachmittag auch, aber Fatmir Morina überlegt, „ob Esad nicht wieder zum Boxen gehen soll“.



Esads Vater Fatmir Morina ist bei fast jedem Spiel dabei. „Ich sehe den Jungen häufiger als meine Frau“

geschrieben: Esad Morina, Nummer 9. Für die Schuhe muss Esad nichts bezahlen, Adidas sponsert sie. An der Wand hängt eine ausgefranste Flagge, rot, mit dem doppelköpfigen schwarzen Adler – die Flagge von Albanien. Esads Bruder Leon ist nur 15 Monate jünger. Sein Zimmer liegt gegenüber. Leon ist einen



Stolz trägt Esad den Dress der Nationalmannschaft beim U 15-Spiel gegen Zypern. Doch an diesem Tag glückt ihm nicht viel. Er wird früh ausgewechselt. DFB-Trainer Frank Engel (im roten Polohemd) ist von ihm enttäuscht, sagt aber: „Von den Anlagen her bringt er alles mit.“

Das hat er zusätzlich zum Fußball gemacht. „Damit er überhaupt keine Zeit mehr hat, oder was?“, sagt Esads Mutter. Esad entspannt vom Fußballalltag mit Fußball: Er schaut die Spiele auf Sky, spielt mit seinen Freunden auch mal auf dem Bolzplatz. Eine feste Freundin hat er nicht. „Die Mädchen wollen auch mal ins Kino gehen“, sagt seine Mutter, „dafür hat Esad wenig Zeit“. So verlagert sich seine pubertäre Neugier ins Netz. Seine Posts bei Facebook werden von mehr als 300 Freunden „geliked“. Ein Mädchen hat zuletzt die Frage gepostet: „Wer ist hübscher: Philipp oder Esad?“

Esad konzentriert sich auf den Fußball, den Ehrgeiz hat er vom Vater geerbt. „Ich will Profi werden, da muss ich alles gewinnen wollen.“ Wenn Esad verliert, wird er ungemütlich. Spieleabende in der Familie endeten schon damit, dass er die Spielfiguren vom Tisch fegte. „Ich hasse es, zu verlieren“. Er sei ein Glückskind,

sagt seine Mutter. „Wenn er auf der Kirmes Lose kauft, holt er den Hauptpreis – war schon immer so.“ Bleibt das Glück aus, verändert sich Esad. Eine Muskelverletzung im Knöchel zwang ihn in der abgelaufenen Saison zur Pause, mehrere Wochen. Zuhause ist Esad nicht auszuhalten, wenn er nicht Fußball spielen darf. Trotz der Verletzung ist er Torschützenkönig der Regionalliga geworden. 30 Tore. „So viel hat noch kein Schalker geschossen“, sagt Esad, „Klaas-Jan Huntelaar und Klaus Fischer hatten 29.“

Als Belohnung wurde er zur Nationalmannschaft eingeladen, sein Debüt gegen die Niederlande. Im ersten Spiel bereitet Esad zwei Tore vor, Deutschland gewinnt 3:1. Im zweiten Spiel wird er eingewechselt. Am Ende heißt es 3:2 für Deutschland – Matchwinner: Esad Morina mit zwei Toren. Das Video mit den Highlights der Partie hat er bei Facebook gepostet,

dahinter stehen drei kleine Herzen. Unter dem Link die Kommentare seiner Freunde: „Suuper... richtig gut!“ Esad Morina gefällt das. Willi Landgraf hat ihm ebenfalls gratuliert, per SMS. Esads Trainer bei Schalke 04 war selbst Profi, mit 508 Zweitliga-Spielen Rekordhalter. „Mister 2. Liga“ taufte ihn die Presse. In seinen SMS nennt Landgraf Esad immer: „Torjäger“.

Wenn Esad in einem Liga-Spiel trifft, jubelt er albanisch. Er faltet die Hände so vor der Brust, dass es ein wenig aussieht wie der Adler auf der Flagge in seinem Zimmer. Er fühle sich als Albaner, sagt der in Deutschland geborene Esad. Die Familie des Vaters lebt noch im Kosovo. Esad spricht albanisch, reist regelmäßig dorthin. In ein paar Tagen geht es wieder los. Zwei Wochen vor dem Beginn der Sommerferien. Vater und Sohn wollen wieder in die Berge fahren, Holz hacken, am Lagerfeuer sitzen. Das machen sie häufiger. „Dass Esad sich als Albaner fühlt“, sagt Fatmir Morina „behauptet er mir zuliebe“. Aufgewachsen ist Esad in Essen, Ruhrgebiet. Manchmal schaut er noch an dem Platz vorbei, auf dem alles angefangen hat – so wie heute. Die Spieler der ersten Mannschaft vom SC Frintrop feiern gerade den knappen Heimsieg gegen die SG Essen-Schönbeck. Die nassen Trikots kleben am Körper. Als Esad das Vereinsgelände betritt, ruft einer: „Da is' ja unser Superstar.“

Der „Superstar“ zieht den Kopf ein, die Schultern wirken plötzlich weniger breit. Er nickt einigen bekannten Gesichtern zu.

„Wir wussten immer, dass der Esad mal was wird“, sagt sein ehemaliger Jugendtrainer Andrew McGarry, „er war immer schon schneller als die anderen und hatte diesen unbedingten Willen.“ McGarry kennt Esad noch, als der ihm gerade bis zum Bauch reichte. Heute muss er den Kopf nach oben recken, will er dem Jungen in die Augen schauen. „Ganz Frintrop ist stolz auf ihn.“ Esad steht direkt neben ihm, an eine Säule gelehnt, die Hände tief in den Taschen seiner Jeans vergraben. Sein Blick huscht von der rechten zur linken Fußspitze. Die alten Weggefährten schauen ihm hinterher, als Esad den Platz verlässt. Der wird mal Profi, da sind sich hier alle sicher. „Ich komm mal vorbei, wenn Du das nächste Mal für Deutschland spielst“, ruft ihm McGarry hinterher. ■

Um 5.30 Uhr beginnt im Kinderdorf von Dharamsala der Tag: schnell die Decken falten, in die Schuluniform schlüpfen. Eine Stunde haben die Kinder Zeit für den Hausputz, fegen, wischen, ordnen. Dreizehn Kinder schlafen in dem Saal, in dem die zehnjährige Kelsang ihr Bett hat, im Nebenraum sind es achtzehn

DIE KINDER DES

Tibets Kinder sollen im Exil schaffen, was in der Heimat unmöglich geworden ist: Die tibetische Kultur bewahren. Seit der Dalai Lama ins indische Exil flüchtete, sind ihm tausende seiner Landsleute gefolgt und noch immer. Doch der Weg über den Himalaya ist gefährlicher und die Situation in Indien ausweglos geworden.

Text: Barbara Opitz, Fotos: Jana Euteneier





DALAILAMA

und die eigene Zukunft sichern.
schicken sie ihm ihre Kinder.



„Tibets Zukunft ist die neue Generation“

Tenzin Gyatso, 14. Dalai Lama, im indischen Exil

Dharamsala ist Sitz der tibetischen Exil-Regierung. Wie Flechten haften die Häuser am Hang. Mönche sprechen ihr Abendgebet auf der erleuchteten Terrasse. Oberhalb des Ortes liegt das Kinderdorf

Du bist die Zukunft Tibets, hatten sie ihm beigebracht, bevor sie ihn über den Himalaya schickten. Dorthin, wo sich Gasen über die steilen Hänge Nordindiens winden – Dharamsala – der heutige Sitz des Dalai Lama. Von dort aus wirken die schneebedeckten Gipfel nah, lassen vergessen, wie hart der Weg über die fast sechstausend Meter hohen Pässe ist.

Tashi war zehn, als der Fluchthelfer ihn und seine zwei Jahre jüngere Schwester Kelsang holte. Er kam in einem weißen Jeep, der sich in den verschneiten Weiten nicht entdecken ließ. „Seine Heiligkeit freut sich auf euch“, hatte Tashis Vater noch zum Abschied gesagt. Tashi und Kelsang warteten an einer stinkenden Mulde, in der sich Vergorenes und faulende Wassermelonen, Schrott, Plastik und Kot zu einem dunklen Brei vereinigten, irgendwo in einem Vorort Lhasas. Dort würden sie chinesische Milizen nicht vermuten. „Das Kinderdorf des Dalai Lama ist wunderschön, ihr müsst viel lernen, es ist eine Chance“, sagte sein Vater noch. Tashi hat beim Abschied nicht geweint. Aber Kelsang weinte, sehr lange und sehr laut. Sie würden den Vater nie wieder sehen.

Seit zweieinhalb Jahren leben die Geschwister jetzt im indischen Dharamsala. Wie Flechten haften die Häuser am Hang. Das Kinderdorf liegt oberhalb des Tempels, hinter Bäumen, gehütet wie ein Schatz. „Die Zukunft Tibets ist die neue Generation“, sagte der Dalai Lama, nachdem ihm die Flucht vor der chinesischen Miliz gelang und er die ersten tibetischen Kinder zu sich nach Indien holte. Als nur ein paar Baracken den Kinderflüchtlingen Schutz boten. Inzwischen ist die Zukunft Tibets streng organisiert: Die Kinder lernen Tibetisch, Englisch, Naturkunde, Religion und Politik. Wenn Kinder in Dharamsala keinen Platz finden,

kommen sie in einem von sieben weiteren tibetischen Kinderdörfern unter. Zufluchtsorte, Talentschmiede, neue Heimat. 17 000 Kinder sind es in ganz Indien, allein 2000 in Dharamsala. Sie wurden von den Eltern geschickt, um eine Zukunft zu haben und die Kultur Tibets aufrecht zu erhalten. Tashi und Kelsang leben in Haus Nummer 35, mit 29 anderen Kindern unter einem Dach. Die enge Straße entlang, die zum Schulhof führt, auf Höhe des Schildes „slowly, children are playing“ links die steile Treppe hinab. Vor dem schlichten Steinhaus wehen bunte Gebetsfahnen.

Struktur ist gut gegen Heimweh. Tashis und Kelsangs Tag im Kinderdorf beginnt um 5.30 Uhr. Zähneputzen, Betten abziehen, Schlafanzug falten. Kante auf Kante, eine Stunde haben sie für den Hausputz. Kelsang hat diese Nacht nicht gut geschlafen. Der Neuzugang, die siebenjährige Pema, wälzte sich träumend in ihrem Bettchen. Dreizehn Kinder schlafen in Kelsangs und Pemas Zimmer. Im Nebenraum sind es sogar achtzehn, dort hat Tashi sein Bett. Schlaftrunken reibt sich Kelsang die Augen. Ihr Bruder ist schon länger wach. Er hat diese Woche Küchendienst, setzt Wasser für die Eier auf und holt Brot aus der Hauptküche. Um 6.30 Uhr muss alles fertig sein. Dann ruft ihre neue „Ama“ zur morgendlichen Segnung der Speisen. Die Ersatzmutter für 31 Kinder war als junge Frau selbst aus Tibet geflüchtet. Nie würde sie zurückkehren, solange Tibet besetzt sei, sagt sie. Frei will sie sein – und hat doch seit 25 Jahren Dharamsala nicht ein einziges Mal verlassen. Früh morgens, bevor sie ihre Chupa, das traditionelle Wickelkleid, anlegt, trägt sie einen Jogginganzug aus Nicki, darin sieht sie besonders kuschelig aus. Neuzugang Pema lässt ihre Ersatz-Ama an diesem Morgen nicht aus den Augen. Immer wenn sich die Gelegenheit ergibt, reibt sie ihren Kopf an ihrer Hüfte und



Morgengebet in der Aula: Jeden Tag versammeln sich die Kinder der Grundschule vor einem Bild der heiligen Stadt Lhasa mit dem Potala-Palast, um für die Lebewesen dieser Welt zu singen

Aufstände 2008: Die Lebensumstände für Tibeter in ihrer Heimat haben sich seit den Aufständen im März 2008 massiv verschlechtert. Die anfangs friedlichen Demonstrationen gegen die chinesische Besatzungsmacht wurden innerhalb von Tagen zu gewaltsamen Ausschreitungen vorwiegend jüngerer Tibeter. Sie forderten die Rückkehr des 14. Dalai Lama aus dem Exil und die Unabhängigkeit Tibets. China schlug die Aufstände brutal nieder. Seither ist jede Kritik gegenüber der chinesischen Besatzungsmacht Grund für Verhaftung und Folter; die Grenze zu Nepal gilt als unpassierbar.

Im Exil: 1991 verabschiedete der US-Kongress eine Resolution, die Tibet als ein „besetztes Land“ anerkennt, dessen „wahre Vertreter der Dalai Lama und die tibetische Exilregierung sind“. Die Exilregierung mit Sitz im indischen Dharamsala unterstützt tibetische Flüchtlinge bei der Ausbildung sowie dabei, die tibetische Tradition zu wahren. Sie fordert die kulturelle und religiöse Autonomie Tibets. Der höchste Lama war bereits während der Aufstände 1969 aus Lhasa über den Himalaya nach Dharamsala geflüchtet.

nuckelt an ihrem kleinen Finger. Sanft schiebt Ama sie wieder zu den anderen Kindern, die den Gebetsteppich auf dem Vorhof ausbreiten, bevor alle im Kreis frühstücken.

Seine richtige Ama trug auch eine Chupa, erinnert sich Tashi. Ihre schwarzen Haare waren zu einem festen Knoten gebunden. Tashi und Kelsang kommen aus dem Osten Tibets, aus Kham, mit seinen tiefen Schluchten und den tausend Grüntönen. Zu Hause durften er und Kelsang länger schlafen, als hier im Kinderdorf. Hell wird es in Tibet erst am frühen Vormittag, seit der chinesischen Besatzung laufen die tibetischen Uhren nach Peking-Zeit. Als die Kinder damals aufstanden, war ihre Ama längst im Stall, die Kühe melken, während die Tante das Frühstück zubereitete, Buttermilch brühte, Milch für den Tsampa-Brei aufsetzte, den Tashi am liebsten mit viel Zucker aß. Drei Kühe und sieben Yaks besaßen sie, dazu eine kleine Schafherde, die die Großmutter in den Bergen hütete. Die Eltern bearbeiteten die Felder, bauten Kartoffeln und Weizen an, den China anstatt der anspruchslosen Gerste eingeführt hatte und der in den Hochregionen schwer gedeiht. Bis zur sechsten Klasse hätten Tashi und Kelsang noch zur Schule gehen können. Der Leiter war ein Chinese, die Kinder verstanden seine Sprache nicht. Tashi und Kelsang durften nicht beten, durften den Namen des Dalai Lama nicht aussprechen und kein Bild von ihm besitzen. Wenn ein Erwachsener eines besitzt, kommt er ins Gefängnis, sagt Tashi. Wie viel Geld die Eltern aufbrachten, um den Fluchthelfer zu bezahlen, wissen die Kinder nicht. Doch einige Tage vor ihrer Flucht war die Schafherde nicht mehr da.

Bald beginnt in Dharamsala die Monsunzeit. Über den Gipfeln des Himalaya türmen sich schwarze Wolken, Donner grollt im Hintergrund. ►



Kelsang und die anderen Mädchen aus Haus Nummer 35 machen im Gemeinschaftsraum Hausaufgaben. Zwei Stunden Studienzeit sind für den Abend eingeplant. Die Kinder lernen Naturkunde, Religion, Politik, Tibetisch und Englisch. Den Dialekt ihrer Eltern vergessen sie mit der Zeit

- Die Kinder sitzen im Kreis und kauen müde tibetisches Hefebrot. Tashi puhlt ein großes Loch hinein, und steckt zwei gekochte Eier in die Mulde, so schmeckt es ihm am besten. Er ist froh, wenn es nicht schon morgens so heiß ist. An die hohen Temperaturen haben sich die Kinder noch immer nicht gewöhnt, in Tibet ist das Klima sanfter. Noch die Eierschalen und Krümel vom Boden kehren, dann geht es für alle Schüler zum Morgengebet.

Während die Kinder im „Village“ aus den Häusern strömen und sich in der Aula sammeln, erwacht der Ort Dharamsala unterhalb des Kinderdorfes. Auf dem Hauptplatz, an dem sich Rikschafahrer hupend den Weg bahnen, ist heute Anmeldung für ein dreitägiges „Teaching“ des Dalai Lama: diesmal die einfache Variante, für Touristen. In weiten Pump-hosen und ledernen Sandalen, die Haare verfilzt, stehen sie in langen Schlangen. Sinnsuchende aus einer anderen Welt. Für sie ist Dharamsala ein Spektakel. Neben dem Teaching gibt es Massage-, Yoga-, Tibetisch- und Hindi-Workshops. An allen Ecken köchelt Kaffee für die „Westler“, indische und tibetische Händler breiten ihre Ware an den Straßenrändern aus, buddhistische Mönche in purpurnen Tüchern ziehen lächelnd in Richtung Tempel. Viele der Kaffekocher und Händler, waren auch einmal Kinder, die über die Berge kamen. Im Tempel stimmen Mönche das Morgengebet an, ein sanftes tiefes Murmeln legt sich über die Stadt und verschmilzt mit den klaren Stimmen der Kinder, die in der Aula laut für alles Leben dieser Welt singen.

Tashi geht in die fünfte Klasse. Im Englischunterricht nehmen sie heute den Zauberer von Oz durch. An der Tür hängt ein Poster: „The past is history, the future's a mystery, but today is a gift“. Vergangenheit ist

Geschichte, Zukunft ein Geheimnis, aber das Heute ist ein Geschenk – das ist die buddhistische Lehre. Dennoch, immer wieder hat Tashi die Bilder vor Augen, als wäre es heute. Eine klare Nacht, die Bäume warfen dunkle Schatten, als der Vater mit ihm und Kelsang das Haus verließ um sie nach Lhasa zu bringen, wo der Guide wartete. Ama stand in der Tür und winkte. Sie hatte gelacht, aber Tashi weiß, dass sie heimlich weinte. Seinem besten Freund durfte Tashi nichts von der Flucht erzählen: „Je mehr Leute es wissen, desto gefährlicher“, sagte der Vater. „Der Dalai Lama freut sich auf euch“, das war ein Trost. Doch als die Kinder nach dem langen Weg endlich vor Seiner Heiligkeit saßen, den Segen erhielten, verstanden sie kein Wort. Zu sehr wich ihr Kham-Dialekt vom Hoch-Tibetisch ab. Zwei Jahre danach, das einzige Mal, dass sie mit ihrem Apa und ihrer Ama telefonierten, blieben sie ohne Worte. Eltern und Kinder verstanden sich nicht mehr. Tashi und Kelsang hatten den Dialekt vergessen.

Die Route, die ihr Fluchthelfer wählte, war gut – nur die besten Guides verdienen in diesen Tagen. Werden sie erwischt, drohen allen Gefängnis und Folter, auch den Kindern. Tagelang wanderte die Gruppe über die Berge, in den Tälern wartete der Jeep und brachte sie dem Ziel schnell näher. Einmal durchwateten sie einen Fluss. Bis zur Hüfte ging Tashi das Wasser, er spürte den starken Sog, dann wurden seine Beine taub vor Kälte. Der zweite Fluss war die Grenze zu Nepal. Mit Gurten gesichert und an einem Stahlseil schlangen sie sich über die Schlucht. Am anderen Ufer zischte der Guide: „schneller, verdammt“. Zum ersten Mal erlebte Tashi seinen Guide nervös. In dieser Nacht schliefen sie ohne ein wärmendes Feuer in den Bergen, der Schein hätte sie verraten.



„Sie sind so klein und schon völlig auf sich gestellt. Wir wollen ihnen Tibet erhalten“

Grundschuldirektor im Kinderdorf

Das Nomadenmädchen Pema, sieben Jahre alt, ist der Neuzugang im Haus. Sie gehört zu der Gruppe, die zuletzt aus der Dolpo-Region in Nepal kam. Ihr Großvater hatte sie geschickt, um ihr eine bessere Zukunft zu ermöglichen. Sie hat Erfrierungen im Gesicht und kann nicht sagen, wie lange sie gewandert ist

Die meiste Angst hatte Tashi, als sie schon weit über die Grenze waren. Chinas Einfluss auf Nepal wächst, tibetische Hilfsorganisationen wurden schon vor ein paar Jahren geschlossen. Die Flucht ist schwieriger geworden, nepalesische Grenzpolizisten bekommen viel Geld für tibetische Flüchtlinge. Noch mehr Geld hatte einem von ihnen der Guide geboten, als ihr Jeep bei einer Straßenkontrolle angehalten wurde. Es war ein dicker Mann, mit großen schweren Stiefeln. „Er nahm das Geld und winkte uns durch, doch 500 Meter weiter wartete der Nächste. Ihm reichte das Geld nicht. Er wollte Menschen fangen“, sagt Tashi. Soldaten mit Gewehren schlossen die Kinder und ihren Guide in einem leeren Geschäft am Straßenrand ein. Nachts öffnete jemand die Tür, befahl, leise zu sein. Tashi erkannte das Gesicht nicht, sah nur einen Schatten. Aber hinter dem Geschäft stand ein Militärwagen. Der brachte sie nach Kathmandu, dort hält das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen noch eine schützende Hand über Tibeter. Warum die Person ihnen half, weiß Tashi bis heute nicht.

In der Nebenklasse beendet der Direktor der „junior section“ gerade den Unterricht: „We wish you a nice day, dear teacher“, verabschieden

sich die Kinder im Chor. „Thank you my dears“. Er ist ein kleiner Mann mit großen warmen Augen. Seit drei Jahren leitet er die Grundschule im Village. Auch er ist hier aufgewachsen, in Haus Nummer Zwei. Mit sieben Jahren war er über die Berge gekommen. Seine Eltern hat er scheuenhaft in Erinnerung, nie wieder hat er sie gesprochen. „Allmählich verblasen die Gesichter, vergeht deine Liebe“, sagt er. Seine Heimat ist Dharamsala, seine Familie sind die Kinder. „Sie sind so klein und schon völlig auf sich gestellt. Wir wollen ihnen Tibet erhalten.“ Er weiß, wie traurig die Kinder sind. „Wir alle sind es. Aber Tibeter zeigen es nicht.“



Tashi geht in die fünfte Klasse. Im Englischunterricht nehmen sie heute den „Zauberer von Oz“ durch. Die Lehrerin hört geduldig zu, während die Schüler Passage für Passage vorlesen

Mit Sorgen verfolge er die Situation in Tibet. „Wir können nichts tun.“ Jahrzehntlang folgten tausende Tibeter dem höchsten Lama über die Berge ins indische Exil, um ihre Religion zu leben – und um irgendwann zurück zu kehren. Viele erfroren auf den hohen

Pässen, starben an Erschöpfung oder wurden von chinesischen Grenzsoldaten auf den Schneefeldern erschossen. Diejenigen, die Dharamsala erreichten, blieben für das ferne China unbedeutend. Bis zu den Aufständen in Tibet, 2008, kurz bevor das Olympische Feuer nach Peking wanderte. Chinas Militär griff hart durch, an einem Tag kamen in Tibet ▶



„Vergangenheit ist Geschichte,
Zukunft ein Geheimnis, das Heute ein Geschenk.“

Buddhistische Lehre

Dass Tashi sich Mal hängen lässt, kommt selten vor. Er will Tibetischlehrer werden. „Ihr müsst viel lernen“, hatte der Vater gesagt, „es ist eine Chance“. Die Mutter hatte zum Abschied gewunken und gelacht, aber heimlich geweint. Das weiß Tashi noch

► mehr als 80 Menschen ums Leben. Der Dalai Lama räumte ein, dass die Aufstände über das Ausland, über Indien, organisiert gewesen seien. Einigen, die im Exil lebten, hatte der „mittlere Weg“ ihres Gottkönigs wohl nicht mehr gereicht, die absolute Gewaltfreiheit und der Verzicht auf die Unabhängigkeit Tibets. China erklärte indische Exil-Gemeinden und die Schulen des Dalai Lama zum Staatsfeind. Seither schafften nur wenige Kinder den Weg über die Grenze, sagt der Direktor. Der früher wegen der Eiseskälte von chinesischen Soldaten nur sporadisch bewachte Nanga-Pass, über den damals hunderte von ihnen nach Indien geschleust wurden, sei unpassierbar geworden, die Zahl der Checkpoints nicht mehr zu zählen.

Im Flüchtlingsaufnahmevern Dhamamsala stehen 500 Betten bereit. Fünf große Wohnblocks aus Backstein, gelb gestrichen, in der Mitte ein kleiner Garten. Von hier aus werden die Erwachsenen an Klöster und Exil-Gemeinden, die Kinder an die Schulen verteilt. Vor den Aufständen kamen jedes Jahr mehr als 3000 Flüchtlinge in Dhamamsala an – die Hälfte von ihnen Kinder. Im Moment leben hier lediglich eine 30-Jährige Frau und ein junger Mönch. „498 Betten stehen leer. Wir sind besorgt und gelähmt“, sagt die Leiterin des Zentrums. Die

letzte Gruppe Kinder, das jüngste von ihnen drei Jahre alt, kam vor 13 Wochen. „Nur 36 Kinder waren es im vergangen halben Jahr. Gerade herrscht so gut wie Stillstand.“

Zu den Kindern, die zuletzt in Dhamamsala ankamen, gehören zwölf zur Grenzregion Dolpo, hoch oben, dort, wo es keine Straßen mehr gibt. Sie sind Bergnomaden, Buddhisten und sprechen tibetisch. Doch offiziell sind sie keine Flüchtlinge, sondern Nepali. Vor 2008 gab es für sie keinen Platz im Kinderdorf. Heute können sie aufgenommen werden. Der Neuzugang in Haus Nummer 35, die kleine Pema, ist eine von ihnen. Ihr Großvater hatte alle Kinder aus dem Dorf geschickt, sie sollen es besser haben als die Großeltern und Eltern. Pemas Augen sind tief und leer, Stellen in ihrem Gesicht sind erfroren. Wie lange sie und die anderen unterwegs waren, steht nicht in den Akten. Ein Jahr sei sie gewandert, sagt Pema schüchtern. Sie ist zu klein, um ein Zeitgefühl zu haben.

Mittag im Village: Tashi schöpft Suppe aus gekochten Linsen und Gemüse in die kleinen Blechschüsseln. Dazu gibt es Reis und gedämpftes Hefebrot. Über ihm auf einem Poster prangt der Potala-Palast, einstiger Sitz des Dalai Lama in Lhasa. Ein wenig zu türkis wirkt der Himmel.



Schulbeginn, die Kinder strömen aus der Aula. Auch kleine Mönche werden hier ausgebildet. Derzeit gibt es an die 30 im „Village“ in Dhamamsala



Dharamsala bei Nacht: Ein schwules Touristenpärchen schlendert durch die Straßen, während ein Inder über Handy noch ein Geschäft abwickelt. Die Mönche ziehen sich allmählich in ihre Unterkünfte zurück. Sinnsuchende aus einer anderen Welt kommen hierher zu „teachings“ des Dalai Lama

Mit ernster Miene beobachtet Pema, wie ihre Ama das Besteck verteilt. Diesen Gesichtsausdruck wird sie heute nicht mehr ändern.

Seit die Flüchtlinge nicht mehr kommen, liegt ein grauer Schleier über Dharamsala, sagt der Direktor. Als wäre alles in schweren Schlaf gefallen. Früher gab es Bewegung und Hoffnung, eines Tages zurückzukehren, wenn Tibet endlich frei wäre. Mittlerweile lebt die dritte Generation in Dharamsala. Zwei Drittel der Kinder im Village sind in Indien geboren, immer mehr kommen aus der Grenzregion Dolpo. Sie alle kennen Tibet nur von Bildern. Wenn sie die Schule abgeschlossen haben, arbeiten sie für die Exil-Regierung, werden Lehrer im Kinderdorf oder kommen in Hilfsorganisationen unter. Dharamsala, auch „little Lhasa“ genannt, hat eine tibetische Zeitung, einen Radiosender, eine tibetische Bibliothek, ein Krankenhaus und sogar ein Altersheim. Mehr als 40 tibetische Exil-Gemeinden gibt es inzwischen, verteilt über ganz Indien. Noch haben Tibeter trotz guter Ausbildung schlechte Chancen auf dem indischen Arbeitsmarkt. Sie sind Flüchtlinge und werden auch als solche gesehen. Dennoch, solange sich die Situation in Tibet nicht ändere, werde auch er außerhalb Tibets wiedergeboren, sagte der Dalai Lama einst, „um die Arbeit fortzuführen, die ich begonnen habe“.

Es ist eine Chance, daran glaubt Tashi fest. Er kann sich vorstellen, einmal Tibetischlehrer zu werden. In Tibet ist das nicht möglich, auch nicht im Rest von Indien. Aber in Dharamsala. Am Nachmittag haben die Kinder zwei Stunden frei. Die meisten gehen in die Bibliothek. Tashi streift sich den grünen Pullunder seiner Schuluniform ab und wirft sich sein Fußballtrikot über. Eigentlich ist er Ronaldo-Fan, aber die Sponsoren hatten nur ein Trikot von Torres übrig. Auf dem Schulhof sind

alle Bälle im Spiel. Ohne zu maulen füllt Tashi Kiesel in eine Plastikflasche, als Fußball-Ersatz. Seine Freunde stehen schon bereit, die Flasche schnell über den zementierten Platz. In einer Stunde ist Essenszeit. Dann warten noch zwei Stunden „Abend-Hausaufgaben“, bevor alle um acht Uhr ins Bett müssen.

Unten in der Stadt ziehen die älteren Schüler mit brennenden weißen Kerzen über die Hauptkreuzung die Tempelroad hinunter. Drei Tage zuvor hatte sich in Tibet wieder ein Mönch mit Benzin übergossen und angezündet. Still stand er da, eine starre, flammende Säule. Es war die 51. Selbstverbrennung in den vergangenen drei Jahren – allein die zehnte seit acht Wochen. Tashi weiß viel über die Männer und Frauen, die sich selbst anzünden: „Jedes Mal, wenn es passiert, will ich noch mehr lernen.“ Touristen kommen vom Teaching und richten ihre Fotoapparate auf den Tross. „In Tunesien hat eine einzige Selbstverbrennung die Revolution ausgelöst“, sagt ein junges Mädchen. Jasminrevolution nenne man sie. „Die Pflanze kommt aus dem Himalaya.“

Es wird dunkel. Die Kerzen sind niedergebrannt. In Dharamsala sitzen nur noch wenige Mönche in den Cafés, die „Save-Tibet“ heißen oder „Buddha-House“. Zeit für Inder und Touristen, die Bars beginnen sich zu füllen.

Oben im Village ist die Hausaufgabenzeit beendet. Tashi spielt noch eine letzte Runde Mikado mit seinem Zimmerkameraden. Pema liegt im Bett und starrt an die Decke. Kelsang hat mit Klebestreifen ein selbstgemaltes Bild über ihrem Bett befestigt. Es zeigt einen türkisfarbenen Fluss, der sich durch Wiesen in saftigem Grün schlängelt. Die Vögel hat sie mit einem Glitzerstift ausgemalt. „Das ist Tibet“, sagt sie. ■



Zwischen Ende & Anfang

BEZIEHUNGEN ENDEN, KINDER BLEIBEN.
NORMALERWEISE IST DIESE SITUATION
EINE KATASTROPHE UND DOCH
INZWISCHEN EBENSO ALLTÄGLICH WIE
DIE „INTAKTE“ FAMILIE.
WIE KANN MAN TROTZ TRENNUNG
GEMEINSAM KINDER ERZIEHEN?
VON ELTERN, DIE ES GESCHAFFT HABEN
UND VON SOLCHEN,
DIE SICH NOCH BEWÄHREN MÜSSEN

Text: Nancy Waldmann, Fotos: Jörg Volland

Schluss. Anne und Wolfgang trennen sich. Nach fast fünf Jahren Beziehung. Drei Wochen später erfahren sie, dass sie vorerst nicht voneinander loskommen. Anne ist schwanger. Acht Monate ist das her.

Es war Mittwoch, 16 Uhr, und Wolfgang noch bei der Arbeit, als ihn Anne anrief: „Wolli, wir haben ein Problem.“ Wolfgang ahnte in der gleichen Sekunde, was das hieß, denn zu diesem Zeitpunkt waren eigentlich alle Probleme mit Anne gelöst – sie hatten sich ja gerade getrennt. Endgültig. Und jetzt ein Kind, ach du scheiße!

Die beiden hatten die meiste Zeit eine Fernbeziehung. „Eine Eventbeziehung“, sagt Wolfgang. Doch als sie beide gemeinsam nach Hamburg gezogen waren, dauerhaft, war es irgendwie nur noch anstrengend. Sie trennten sich im Einvernehmen. Wolfgang hat sich immer Kinder gewünscht. „Aber ich hätte wahrscheinlich noch Jahrhunderte gebraucht, um in die Phase zu kommen, wo ich welche gewollt hätte.“ Nur jetzt?

Wolfgang ist 28, groß, blond, Surftyp, hat einen tollen Job als Energieberater, er kommt viel herum. Jetzt? Stand eigentlich der Feierabend bevor, Wolfgang geht nämlich gern feiern. Anne ist ebenfalls blond und sie ist manchmal streitlustig. Sie ist eine, die immer eine Schicht Glitzer auf den Lidern trägt, unabhängig von Moden oder davon, ob Leute das überkandidelt finden mögen. Womöglich würde sie auch mit Glitzeraugen im Kreißaal liegen. Anne hatte gerade ihr Studium abgeschlossen, Psychologie, und einen Job in Aussicht, den sie gern gemacht hätte. Kinder wollte Anne nie. Die Verantwortung war ihr zu groß.

Wie das passieren konnte mit der Schwangerschaft, wissen sie bis jetzt nicht. Sie hatten alles wie immer gemacht beim Verhüten. Anne hatte noch ihre Tage gehabt. Sie dachte eher an eine schlimme Krankheit als an Schwangerschaft. Eine Ärztin hatte ihr mal gesagt, sie könne gar nicht ohne Hormonbehandlung schwanger werden. Wolfgang hielt es für möglich, dass er gar keine Kinder zeugen könne, jahrelang war ja nie etwas passiert. Anne wurde erst stutzig, nachdem sie sich mit einer Freundin zufällig über Schwangerschaftssymptome unterhalten hatte. Sie machte einen Test, aber sie verstand nicht, was das blaue Kreuz zu bedeuteten hatte. Blackout, sagt sie. „Komm bitte mit zum Frauenarzt, gleich morgen“, sagte Anne zu Wolfgang am Telefon. Dort sahen sie das Ultraschallbild und nun glaubte Anne, dass es ein Kind und keine Krankheit war. „Ein totaler Schock war das“, sagt Anne. „Ein Hammer“, sagt Wolfgang. Es war die siebte Woche. Abtreiben oder nicht?

Wolfgang: „Jeden Tag hab ich mindestens zwei Mal meine Meinung geändert. Ich schwankte zwischen: ‚Ja, ich will das unbedingt‘ und ‚Nein,

auf keinen Fall‘. Die Perspektive mit Anne? – ich dachte nein. Aber bei dem Gedanken an ein Baby dachte ich sofort: ja. Es war klar, dass Anne entscheiden müsste und ich war froh darüber. Ich wollte Anne unterstützen, egal wie sie sich entscheidet.“

„Es ist etwas anderes, sich bewusst für ein Kind zu entscheiden als sich bewusst gegen ein Kind zu entscheiden“, sagt Anne. „Gegen eins, das schon da ist, muss ich aktiv werden, wenn ich es nicht will. Das ist nur noch eine Entscheidung gegen das Kind. Das ist anders, als wenn ich bewusst keins plane.“ Nicht Wolfgang entschied das, sondern Anne allein. Nicht nur, weil es ihren Körper betraf, sondern weil Anne Wolfgang das Vertrauen entzog.

Es war noch nichts entschieden, da kam das Zerwürfnis. Anne war beim Einloggen versehentlich in Wolfgangs E-Mail-Konto gelandet und erfuhr so, dass er noch während ihrer Beziehung fremdgegangen war. Sie hatte ihn kurz zuvor gefragt, ob er mit jemand anderem geschlafen

hatte, es war wichtig für eine Voruntersuchung bei dem Kind. Er hatte verneint. Nicht, dass er sie betrogen, sondern dass er gelogen hatte, hat Anne verletzt. Paradoxerweise hat die Enttäuschung Anne geholfen, sich für das Kind zu entscheiden. „Ich überlegte nicht mehr ob, sondern nur noch, wie ich das schaffe, ich hatte die Entscheidung schon getroffen.“ Den Kontakt zu Wolfgang brach sie ab. Mit einem, der ihr nicht die Wahrheit sagte, wollte sie kein Kind bekommen. Sie überlegte, zu ihrer Mutter nach Duisburg zu ziehen.

Wolfgang war verzweifelt. Würde er jemals sein Kind sehen? Er suchte Rat beim Familienplanungszentrum, man be-

ruhigte ihn. Er schrieb Anne Briefe, aber die kamen nie an, er hatte die Adresse falsch geschrieben. Drei Wochen vergingen, da rief Anne doch bei Wolfgang an und sagte ihm: „Ich möchte, dass das Kind auch einen Vater hat.“ Ob er mit ihr den Geburtsvorbereitungskurs mache.

Wolfgang fiel ein Stein vom Herzen.

Fast alle Freunde hatten Anne abgeraten, wieder mit Wolfgang Kontakt aufzunehmen. Aber ihr wurde immer klarer, dass sie dem Kind eine Beziehung zum Vater nicht vorenthalten will. Ihr eigener Vater war auch ein wichtiger Mensch in ihrem Leben, auch ihre Eltern lebten getrennt. Und schließlich kann man so eine Geburt auch nicht allein machen, eine Begleitperson muss dabei sein.

Zwei Wochen vor dem errechneten Termin sitzen Anne und Wolfgang am Abendbrottisch in der Drei-Zimmer-Wohnung, die sie einmal gemietet hatten mit dem Ziel, irgendwann zusammenzuziehen. Am Klingelschild stehen noch beiden Namen. Zwischenzeitlich hatte Anne ▶

Da lagen sie einmal
als Liebespaar, jetzt
harren sie als Eltern
auf das, was da kommt.
Ein Zweckbündnis, um
die Folge eines Unfalls
zu tragen, für nichts
weniger als ein Kind

► hier eine WG gegründet, jetzt sind die Mitbewohnerinnen ausgezogen. Um den Nestbau für das Kind freizugeben. Wolfgang steht noch im Mietvertrag. Sie wollen eigentlich, dass er aussteigt, aber der Vermieter macht Schwierigkeiten, weil Anne zu wenig Geld verdient. Die letzten Monate hatte sie im Kino gejobbt. Sie hofft, es klappt mit dem Wohngeld, um finanziell nicht von Wolfgang abhängig zu sein. Wolfgang bleibt in seiner WG wohnen, zehn Minuten mit der Bahn entfernt. Er freut sich darauf, bald mit dem Kind dort seine Zeit zu verbringen.

Beim Geburtsvorbereitungskurs haben sie zusammen Atemübungen gemacht und Geburtspositionen ausprobiert, liegend, stehend, mit Ball. Sie wissen jetzt, wann sie den Krankenwagen rufen müssen und wann sie es selbst ins Krankenhaus schaffen. Wolfgang bleibt jetzt öfter abends bei Anne. Sie möchte nicht allein sein, ein bißchen bange ist ihr vor der Geburt. Was, wenn ich hier allein liege und mein Handy geht mal wieder nicht? Die beiden schlafen in einem Bett, auf eins vierzig. Da lagen sie einmal als Liebespaar, jetzt harren sie als Eltern auf das, was da kommt. Ein Zweckbündnis, um die Folge eines Unfalls zu tragen, für nichts weniger als ein Kind.

Es ist fast alles besorgt, Wiege, Kinderwagen, Beistellbett, Babysachen. Anne hat die Sachen bei Ebay rausgesucht, Wolfgang hat sie bezahlt und abgeholt. Auch die Anmeldegespräche in Geburts- und Krankenhaus waren Annes Sache. Wolfgang kam erst beim zweiten Termin mit, zum Info-Abend. Sie managt, er ist der Assistent. Und der Verdienner. Manchmal passt Anne diese Rollenverteilung nicht. Ein paar Mal hat es schon geknallt zwischen den beiden. Vor kurzem hat Anne Wolfgang einen Koffer mit seinen Sachen vor die Tür gestellt. Sie war genervt, dass er das Wochenende schon wieder verplant hatte und sie noch um Erlaubnis fragte. Dabei wollte sie vor der Geburt noch einiges mit ihm klären. Ob das Kind geimpft werden soll zum Beispiel. Nach dem Wochenende haben sie sich wieder zusammengerauft. Wie ein gut abgestimmtes Team wirken sie, sagen Ärzte und Hebammen. Ein Vorzeige-Ex-Paar. Sie wissen, dass nichts selbstverständlich ist, dass sie jede Kleinigkeit miteinander aushandeln müssen. Für den Moment haben sie es geschafft, „eine andere Ebene“ zu finden, sie organisieren ihr Kind und das füllt sie aus. Die emotionalen Kränkungen vom vergangenen Jahr haben sie beiseite geschoben. Beziehungen zu anderen Partnern liegen „auf Eis“, so ist die Abmachung.

Das Kind wird Annes Nachnamen tragen, das war gar keine Diskussion. Es wird bei Anne aufwachsen. Das Sorgerecht haben sie geteilt, wie Wolfgangs Vaterrolle konkret aussehen wird, ist jedoch völlig unklar. „Wir denken echt nur bis zur Geburt“, sagt Wolfgang. Was danach kommt, steht in den Sternen. Wolfgang ist Optimist und vertraut dar-

auf, dass es irgendwie funktionieren wird. „Das Kind ist ein Teil von mir, das passt dann auch in mein Leben. Auch wenn alles noch in der Schwebe ist“, sagt er. Tatsächlich fällt es Wolfgang schwer, sein Leben konkret mit dem Kind zu planen. In seinem Job will er nicht zurückstecken. Anne gibt zu, dass sie sich auf kein Modell nach der Geburt festlegen will. Und Wolfgang damit hinhält. Zu unsicher ist sie, wie lange sie es aushalten wird mit ihm. Anne hält sich auch den Ausweg nach Duisburg zurück zu ihrer Mutter offen. „Die Frage, wie wir zueinander stehen, wird erst noch kommen“, glaubt Wolfgang. Eine Gewissheit haben sie: Sie werden nicht wieder zusammenkommen. Auch wenn sich das Wolfgangs Eltern sehr wünschen. Nein, das hätten sie zu oft scheitern sehen. Entschlossenheit in der Trennungssituation ausstrahlen, darauf kommt es gegenüber dem Kind schließlich an.

Was Anne und Wolfgang noch bevorsteht, haben Hasso und Ulrike geschafft. Sicherheit ausstrahlen, trotz Trennung souveräne Eltern abgeben und gemeinsam ihre Kinder erziehen. Gustav, 10, probt zum zweiten Mal seinen Vortrag über den Weißkopfspeedler, den er am nächsten Tag in der Schule halten muss. Am Morgen mit Papa, am Abend mit Mama. Es hat sich gelohnt, er spricht fast komplett frei. Montags zieht Gustav vom Vaterhaus zum Mutterhaus. Jede Woche wechselt er mit seiner Schwester Kaya, 8, das Zuhause. Die spielt gerade Frank, ihrem Stiefvater, ein Stück auf der Geige vor, während ihre Halbschwester Laurie nuckelsuckelnd über den Dielenfußboden tippelt. Es ist gleich neun Uhr.

Bei Papa ist eine halbe Stunde früher Schlafenszeit. Für Hasso und seine neue Partnerin Steffi beginnt jetzt die kinderfreie Woche. Morgens eine dreiviertel Stunde länger schlafen und abends zusammen essen gehen oder Konzerte besuchen. Beides habe seine Qualität, sagen sie, die Woche mit und die Woche ohne Kinder. Klingt ideal, als hätte man all das, worauf man mit Kindern in einer klassischen Familie verzichten müsse.

„Manchmal ist es stressig, man muss an soviel denken“, sagt Gustav. Hockeybeutel, Geige, Zahnspace. „Aber eigentlich ist es schön.“ Gustav hat bei seiner Mutter ein Klavier zum Üben. Bei seinem Vater haben er und seine Schwester einen Hamster. Man bekommt zweimal Geschenke. „Und wir fahren zweimal in den Urlaub!“, ruft Kaya. Dann holt sie einen Atlas und zeigt, wohin es in diesem Sommer geht: in die USA mit Mama und Frank. Mit Papa und Steffi, seiner Partnerin, nach Korfu.

Die leiblichen Eltern Hasso und Ulrike sind 45, leben beide in Berlin-Pankow, beide verdienen genug Geld, dass sie jedem Kind ein eigenes Zimmer bieten können. Vor knapp drei Jahren haben sie sich getrennt, seitdem teilen sie sich auf diese Art die Erziehung. Wechselmodell nennt man das. Oder positiver ausgedrückt: Paritätsmodell. Die ►

„Manchmal ist es stressig, man muss an so viel denken“, sagt Gustav. Hockeybeutel, Geige, Zahnspace. „Aber eigentlich ist es schön“

Mamawoche: Gustav und Kaya (l. und 2. v.r.) bei der Mutter mit neuem Ehemann und gemeinsamer Tochter Laurie



Papawoche: in der Wohnung bei Vater Hasso und seiner neuen Freundin wohnt auch der Hamster



► Kinder empfinden es oft als das Gerechtere, weil sie keinem der Eltern ihre Liebe entziehen müssen. Aber es muss auch den Eltern entsprechen. Hasso und Ulrike lernten sich am Ende ihres Jura-Studiums kennen und heirateten bald darauf, in New York. 15 Jahre ist das her. „Es war romantisch“, sagt Ulrike nüchtern. Die Trennung war ein schleichen-der Prozess von mehreren Jahren. Immer öfter gab es Streit, es ging nur noch um die Bewältigung des Alltags, die Kinder waren mittendrin, besonders Gustav saß zwischen den Stühlen. Ulrike zog aus, zog wieder ein, sie versuchten eine Paartherapie, irgendwann lebten sie getrennt in der gemeinsamen Wohnung, einer unten, einer oben. Ulrikes jüngste Tochter hat ihren Namen von einem Hotel namens „Laurie“ in Indien, in der Nähe des Taj Mahal. Dort hat sie einmal mit Hasso den Urlaub verbracht. Als sie ihren neuen Mann kennenlernte, stellte sich heraus, dass auch er mit seiner Ex-Frau dort gewesen war. Zufällig, im gleichen Hotel.

Nach der Trennung war Ulrike nicht davon ausgegangen, dass sie sich zu gleichen Anteilen um die Kinder kümmern würden. Als sie noch mit Hasso zusammen war, war sie viel mit den Kindern allein gewesen. Wie sollte es jetzt anders sein? Die beiden suchten Rat beim Jugendamt. Option 1: Die Kinder bleiben in der gemeinsamen Wohnung und die Eltern sind abwechselnd bei ihnen. Option 2: Die Kinder pendeln zwischen den Wohnungen der Eltern. Streit gab es, als Ulrike irgendwann mit ihrem neuen Partner zusammenzog und die Kinder oft in Franks Haus am Stadtrand fuhren. Bei einem fremden Mann – das gefiel Hasso nicht. Sie schrieben sich böse E-Mails, im cc immer das Jugendamt, erzählt Ulrike. Es muss ein Machtkampf gewesen sein, in dem Hasso sich unterlegen fühlte. Vielleicht war es die Angst, die Kinder zu verlieren, die ihn dazu trieb, sich jetzt als Vater mehr einzubringen. Vielleicht war es die Überzeugungstat eines emanzipierten Vaters.

Dann trat Steffi in Hassos Leben. Steffi, 29, ein Gesicht wie eine Sonne. Steffi sagte Hasso, wie er das regeln solle mit seiner Ex: Abends bei einem Bier müsse man die Fragen lösen. Hasso befolgte den Rat, seitdem ist alles viel leichter. „Eine Art Waffengleichheit war hergestellt, seitdem sind wir harmonisiert“, sagt Hasso.

„Es ist wichtig, dass beide neu anfangen“, sagt Ulrike.

„Hoffentlich hält das mit den beiden“, sagt Frank. Ulrike hätte Hasso zu ihrer Hochzeit und Hasso hätte sie zu seiner Einweihungsparty eingeladen. Aus Rücksicht auf ihre neuen Partner haben sie es nicht getan. Aber dass sie sich zugestanden, dass es hätte so sein können, habe sie gefreut, sagt Ulrike. Die Kinder seien fröhlicher und selbstbewusster geworden, seit es besser läuft, besonders Kaya.

„Du hast es gut, du hast so viele Eltern!“, sagte die Lehrerin einmal zu

Kaya. Weil es auch vorkommt, dass Steffi oder Frank sie von der Schule abholen. Hasso fand es klasse, dass die Lehrerin das sagte. Vor kurzem ließen sich Hasso und Ulrike scheiden. „War nett, unspektakulär, unemotional“, sagt Hasso. Gustav weiß noch, dass er geweint hat: „Für mich war das traurig.“ Gustav, so sagt seine Mutter, hat die Trennung mehr miterlebt, er wollte allen gerecht werden. Bei Kaya gab es eine kurze Phase, da wollte sie mehr bei ihrer Mutter sein, nachdem ihre Schwester Laurie geboren war. Da wurde das strenge Paritätsmodell unterlaufen. Wenn die beiden alt genug sind, sagen Hasso und Steffi, könnten sie einfach selbst entscheiden, wo sie sich aufhalten. Gustav hat schon für beide Wohnungen einen Schlüssel.

Es gibt Termine, auf denen die zerbrochene Familie in Vollbesetzung erscheint, um Gustav und Kaya ihre Wertschätzung zu zeigen.

Hockeyturniere oder wie an diesem Samstagvormittag: Gustavs Klaviervorspiel. Gelegenheit sich auszutauschen über Kinderarztbesuche, Schulnoten, Elternversammlungen. Hasso zeigt Ulrike sein neues Auto und Gustav überlegt, was in drei Wochen ist: „Mama, bin ich eigentlich am 15. bei dir?“ Kaya und Gustav würden sich wünschen, dass sie alle mal zusammen in den Urlaub fahren. Mit Steffi und Frank und Laurie. Alle zusammen nochmal nach Indien in Laurie's Hotel? Ulrike findet die Idee charmant.

Der Countdown läuft bei Anne und Wolfgang. Noch anderthalb Wochen bis zu ihrem Nahziel: Geburt. Wolfgang wird dabei sein, falls Anne ihn nicht doch aus dem Kreißsaal schickt. Aber das kommt auch bei gewöhnlichen Paaren vor.

„Wir hatten eine ziemlich coole Schwangerschaft“, resümiert Wolfgang. Anne sei viel entspannter gewesen als sonst. Die ersten zwei Wochen plant Wolfgang, Home Office zu machen, bei Anne und dem Kind in der Wohnung. Im dritten Monat will er Elternzeit nehmen, das Kind soll auch seine körperliche Nähe erfahren. Darüber hinaus wagen die beiden die Zukunft nicht abzustechen. Zwei, die nichts voneinander erwarten können und dennoch hoffen, Verbündete zu bleiben. Anne zweifelt an Wolfgangs Verlässlichkeit und er weiß das. „Wolfgang will mich unterstützen, aber wie soll das konkret aussehen? ‚Och kein Stress‘, sagt er dann. Er wird arbeiten. Wird er da sein, wenn ich ihn brauche? Ich glaube, er unterschätzt die Situation. Der Hallodri“, murmelt sie. Eigentlich sieht sie eher eine Zweier-Konstellation vor sich als ein Dreier-Gespann.

Über das Wochenende sind die beiden an die Nordsee gefahren. Ohne Telefone, das war Anne wichtig. Sie haben nochmal zusammen Namen für das Kind überlegt. Entschieden ist noch nichts. Und sie haben nochmal durchgeatmet, bevor alles anders wird im Leben. Bevor es das nächste Mal knallt zwischen ihnen. Bevor wieder alles auf Anfang steht. ■

„Wird er da sein,
wenn ich ihn brauche?
Ich glaube, er unter-
schätzt die Situation.
Der Hallodri“,
murmelt Anne

SIE KÜSSTEN UND SIE SCHLUGEN SICH

Wenn es darum geht, Eltern neue Freiheiten abzurufen oder gegen eine Nachbarsbande anzutreten, sind Geschwister verschworene Verbündete. Im Kampf um Aufmerksamkeit, Spielzeug oder Klamotten wird das Kinderzimmer oft zum Schlachtfeld...

Kumpelbruder

Die Brüder Christopher, 26, und Hendrik, 23:

„Als mein Bruder Hendrik geboren wurde, war ich drei Jahre alt und konnte mit einem Baby erst mal nichts anfangen. Unter einem Bruder hatte ich mir etwas Besseres vorgestellt, einen Kumpel, mit dem ich spielen konnte. Aber dieses Baby, das konnte gar nichts. Meine Mutter und Hendrik waren noch nicht lange aus dem Krankenhaus zu Hause, da entdeckte ich, dass Hendrik schreiend in seinem Zimmer lag. Meine Mutter war nicht in Sicht, also fasste ich das Ding kurzerhand an den Füßen und begann sie zu suchen. Als ich sie fand und sachlich erklärte: „Es schreit“, war meine Mutter über meine Hilfe seltsamerweise nicht wirklich erfreut. Aber ich gab nicht auf, aus dem kleinen Hendrik noch einen ordentlichen Spielkameraden zu machen. Ich holte meinen neuen Arztkoffer und Hendrik spielte mehr oder weniger bereitwillig den Patienten. Nur Mama, war wieder gar nicht begeistert, als sie das große Plastikfieberthermometer in Hendriks Po entdeckte. Über die Jahre hat sich das schreiende Baby zu einem tollen Bruder und Spielkameraden entwickelt, ich habe es also doch noch geschafft.“

Schwesterherz

Die Geschwister Andreas, 32, und Kathi, 30:

„Mit Beginn der Pubertät haben meine Schwester Kathi und ich uns überhaupt nicht mehr verstanden. Ich war ihr zu uncool, mit meiner monströsen Außenzahnspange und der hässlichen Brille. In Gegenwart ihrer coolen Freunde war ich Luft für sie. Das ging Jahre so, bis wir drei Wochen vor unserem Abitur standen. Plötzlich musste Kathi operiert werden. Damit änderte sich alles. Ich wich ich nicht von ihrem Bett. Obwohl es meine letzte Chance

war, weil ich schon einmal eine Klasse wiederholt hatte, war mir das Abitur plötzlich wurscht. Am Ende meisterte die gehandicapte Kathi ihr Abitur übrigens mit Bravour. Bei mir war es mit der Note 3,3 deutlich enger. Aber die Krankheit hat das Eis zwischen uns gebrochen, heute telefonieren wir fast jeden Tag miteinander.“

Bruderzwist

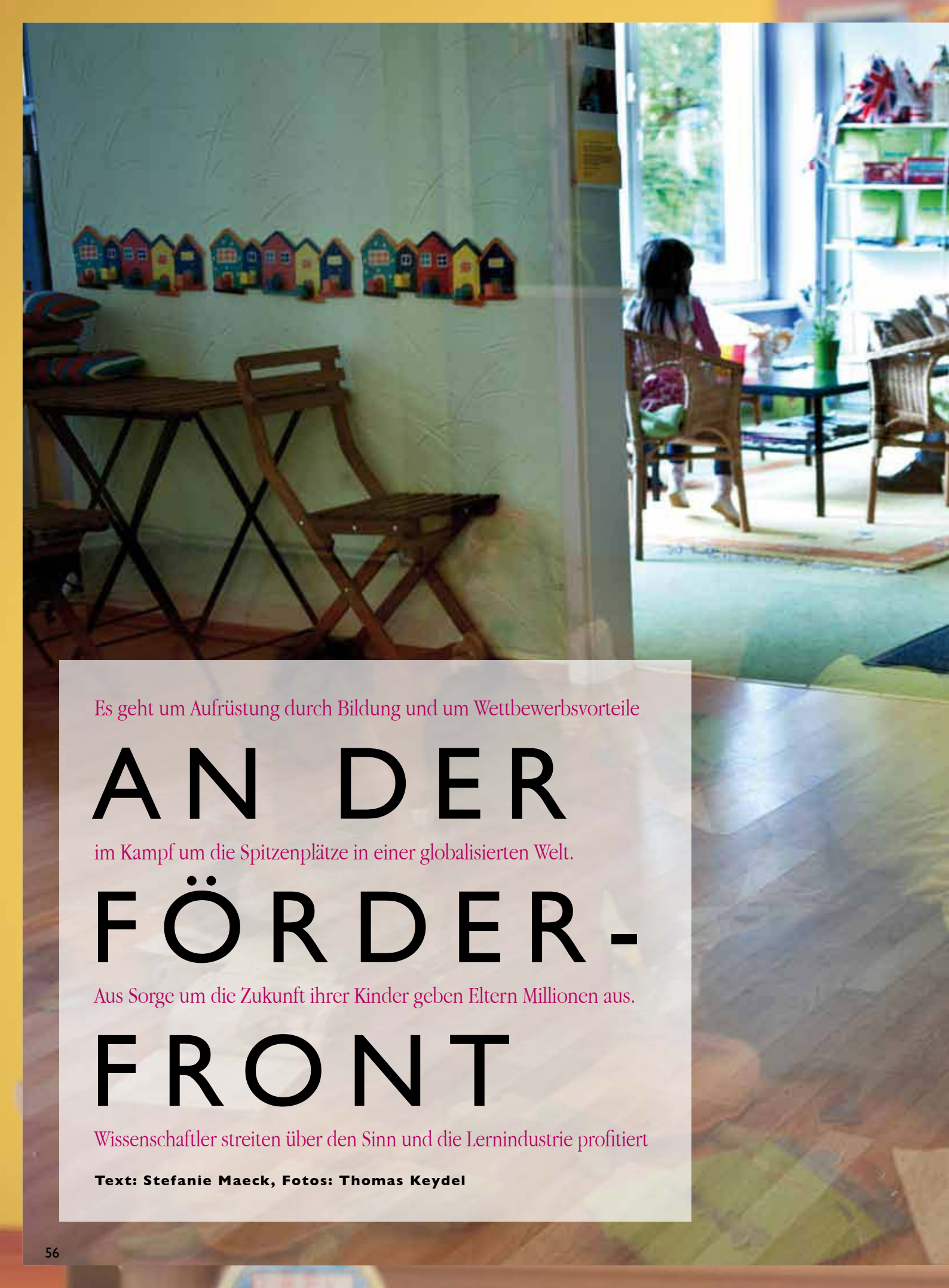
Die Brüder Willi, 78, und Gerold, 70:

„Als mein Vater früh verstarb, übernahm ich die Verantwortung für meinen jüngeren Bruder. Es war eher eine Beschützerrolle, brüderliche Liebe kann man das nicht nennen. Als mein Bruder zum Bund ging, war es auch damit vorbei. Im Alter sind wir immer mehr auseinandergedriftet. Jeder hat seine Eigenarten und je älter wir wurden, desto weniger haben wir sie beim anderen toleriert. Wir laden uns zu Familienfesten ein, aber weniger aus Sympathie zueinander, sondern weil es sich so gehört. Wir sind in einer anderen Zeit aufgewachsen, Liebe öffentlich zu zeigen war verpönt. Dass wir als Geschwister so eng verbunden sind, wie ich es von meinen Enkeln kenne, habe ich nie erlebt. Heute wird Liebe in den Familien öffentlich gelebt, man umarmt sich, sagt, dass man sich mag. Sicher hatten unsere Eltern uns damals nicht weniger lieb, aber man zeigte es nicht. Das prägte auch den Umgang zwischen uns Geschwistern und prägt ihn bis heute.“

Geliebtes Biest

Die Schwestern Maria, 22, und Anna, 17 Jahre:

„Manchmal wurde meine kleine, süße Schwester zum Biest. Mit vier Jahren ging sie einmal wutentbrannt mit einer Bastelschere auf mich los. In Panik rief ich meine Eltern. Meine Schwester bekam eine Backpfeife – die erste und einzige in ihrem Leben – und ich die verdiente Gerechtigkeit. Wir haben uns als Kinder gezoft, gekloppt und uns die Haare büschelweise herausgerissen. Auf der anderen Seite war sie immer meine kleine Anna, die ich beschützen musste. Wenn sie von anderen Kindern geärgert wurde, stellte ich mich wie eine Löwin dazwischen und legte mich auch schon mal mit größeren Jungs an, um sie zu beschützen. Das mache ich noch heute, auch wenn sie langsam erwachsen wird und meine Hilfe manchmal gar nicht mehr möchte.“



Es geht um Aufrüstung durch Bildung und um Wettbewerbsvorteile

AN DER

im Kampf um die Spitzenplätze in einer globalisierten Welt.

FÖRDER-

Aus Sorge um die Zukunft ihrer Kinder geben Eltern Millionen aus.

FRONT

Wissenschaftler streiten über den Sinn und die Lernindustrie profitiert

Text: Stefanie Maeck, Fotos: Thomas Keydel



Warten auf die Kursteilnehmer: Englisch ist Weltsprache, das wissen Eltern, die ihre Kinder zu Helen Doron ins Sprachcenter in Hamburg-Rahlstedt schicken. Bereits Säuglinge ab drei Monaten können in speziellen Kursen Englisch lernen

Die Kinder kommen aus allen Richtungen, sie werden heranchauft auf dem Rücksitz in Mittelklassewagen. Eben war es in Rahlstedt, einem ruhigen, ein wenig verschlafenen Vorort von Hamburg gespenstisch still: blühende Rhododendren, Einfamilienhäuser und ein selbstgemaltes Schild, auf dem „freiwillig 20 km/h“ steht. Jetzt schwingen plötzlich die Autotüren auf, Kinder steigen aus. Auch Felicia, fünf, knapp einen Meter, ist unterwegs. Sie trägt ihren pinken Frotteeanzug und geht zu ihrem Englischkurs. Sie wird sich an diesem Nachmittag für die globalisierte Welt rüsten.

Im Sprachcenter von Helen Doron starren alle Augenpaare auf die Kursleiterin Anda. Es sind heute nur die Mädchen da. Sie sitzen im Schneidersitz, in einem Halbkreis auf winzigen Froschkissen. Das jüngste Mädchen ist drei, das älteste gerade mal fünf Jahre alt. Sie tragen glitzernde T-Shirts, die meisten in rosa und mit Prinzessin drauf, und unter ihren Schuhen steht Größe 29. An der Wand hinter ihnen leuchtet eine märchenhafte Landschaft. Felicia beginnt sich mit den anderen zur Musik zu wiegen: „Yes I’m very small“ tönt es hoch und melodisch aus der Box in der Ecke.

Die Kinder haben mit zwei Jahren begonnen, mit drei Jahren, mit vier. Sie sind hier, weil ihre Eltern sie fördern, weil sie glauben, dass Englisch ihnen später nützt.

Sie sind auch hier, weil ihre Eltern eine diffuse Angst haben, ihr Nachwuchs könnte im Kampf um die vorderen Plätze einmal nicht mithalten. Sie könnten draußen auf dem Spielplatz herumtoben, doch Virginia, Felicia und Alissa hüpfen drinnen im Kreis, zeigen auf ihre Nase, Finger, Knie und benennen sie auf Englisch. Der nahe Spielplatz ist zur selben Zeit verwaist. Kein Kind schaukelt, kein Förmchen liegt im Sand, kein Kind baumelt an der Turnstange. Rahlstedt, am Nachmittag: Immer mehr Kinder kommen ins Sprachcenter. In den Schulen des Marktführers Helen Doron können bereits drei Monate alte Säuglinge mit Englisch beginnen.

Die Neurobiologen reden von „Zeitfenstern“ und meinen damit bereits die Zeit unmittelbar nach der Geburt, in denen sich die Synapsen im kindlichen Gehirn besonders gut vernetzen sollen, in denen Kinder angeblich eine Fremdsprache wie eine Muttersprache lernen. Auch die Jugendforscherin Donata Elschenbroich plädiert fürs frühe Fördern: Die unstillbare Entdeckerfreude von Kindern dürfe nicht beim „Freispiel“, das oft ein „redundantes Hantieren unter dem Entwicklungsniveau der Kinder“ sei, repetitiv und fad wie das Umfüllen von Sand und Wasser von einem Becherchen ins andere, in so etwas wie Resignation kippen.

Die kleine Alissa steht am Rande des Kreises und schaut unsicher. Sie ist blass. Plötzlich versteckt sie ihr Gesicht im Kissen. Sie boykottiert den Englischkurs, für den ihre Eltern monatlich zahlen. Es geht ihr alles zu schnell. „Are you happy oder sad?“, fragt die Lehrerin. Alissa schweigt. Die anderen Kinder tanzen unbeirrt weiter, marschieren, Alissa gruppiert sich irgendwann resigniert wieder ein. Die drei Mädchen verstehen kleine Fragen auf Englisch, können ihre Hände abzählen, „one, two, three, four, five little fingers“, und Farben auf Englisch sagen. Auf ihren Gesichtern spiegelt sich mal Begeisterung, mal Ratlosigkeit, mal Staunen, mal Schüchternheit.

Die Zeit zwischen Geburt und Abitur sei so zu einer Mischung aus Wettrennen und Leistungsschau mutiert, beklagt der Buchautor Klaus Werle. Damit die eigenen Kinder nicht im Wettbewerb abgehängt werden, versuchen Eltern, ihr Heranwachsen zu steuern und ihnen Bildung zu kaufen. Drei Mütter warten derweil im Rahlstedter Sprachcenter, die Wände sind pastellfarben gestrichen. „Meine Tochter konnte sich in der Schule durch den Kurs einen Vorsprung sichern“, sagt eine Mutter. Die andere: „Ich nehme meine Tochter jetzt bald aus dem Kurs, in der Schule sind die jetzt weiter.“ Die dritte: „Meine Tochter soll mit ihren Cousins aus New York sprechen können, Englisch brauchst du.“



Eine Mutter verfolgt im Wartezimmer der Fastrackkids auf dem Bildschirm, wie ihr Kind im Kurs nebenan zurechtkommt und wie der Unterricht läuft

Die Kurse kommen kindgerecht, mit Spaßfaktor daher, es wird gelobt, ermuntert und gespielt. „Positive reinforcement“, nennt es Richard Powell, der Deutschlandkoordinator von Helen Doron. In seinem Büro poppen die Emails mit einer Fanfare ins Fach. Die Eltern in seinem Sprachcenter geben sich locker und sagen, dass sie schon mal eine Stunde ausfallen lassen, wenn das Kind keine Lust hat. Doch hinter dem Spaß lauert die Angst. Es ist nicht die Angst einer einzelnen Mutter. Es ist mehr.

Die Konrad-Adenauer-Stiftung warnt in der Studie „Eltern unter Druck“: Bereits die breite Mittelschicht grenze sich aus Abstiegsangst „massiv“ nach unten ab. Kinder verschiedener Schichten seien wie durch eine „Kontaktsperre“ getrennt und begegneten sich kaum. Eltern sagen sich: Der beste Freund meines Kindes soll nicht aus der Unterschicht kommen, auf dem Spielplatz sollen keine Gestalten lungern, die mittags Bier trinken. Also ziehen sie in „bessere“ Viertel. Die Schere klappt, weil gerade die Eltern besonders engagiert sind, die ihren Kindern günstigere Bedingungen bieten. Sie servieren Biokost und erziehen bilingual, die Unterschicht trinkt Cola, schaut RTL und lässt es laufen. Zwei Millionen Euro gaben engagierte Eltern im Jahr 2011 für die Bildung ihrer Kinder aus. ▶

Virginia, fünf, wartet auf ihren Kurs „More English for Infants“ im Sprachcenter von Helen Doron. Nicht selten machen sich alle Mädchen im Kurs für den Termin in Rosa schick





Jan-Roman Moch und seine Fastrackkids in Hannover: Auf dem zweijährigen Curriculum für Vorschulkinder stehen unter anderem Astronomie, Technik und Kunst, Naturwissenschaften, Kommunikation und Lebensstrategien. Einige Eltern nennen das die ideale Ergänzung zum „Freispiel“ des Kindergartens. Zum Unterricht gehören eine interaktive Lerntafel und Experimente

- Ein zehnjähriger Junge stürmt mit seinem Freund ins Sprachcenter. Sie tragen grau gestreifte Poloshirts und ordentlich gescheitelte Frisuren. „Seitdem ich bei diesem Helen Doron bin, schreibe ich jetzt immer Einsen und Zweien in Englisch“, sagt er aufgekratzt. Sein Vater hat die beiden gerade abgesetzt. Der Mittelklassewagen wendet und fährt zurück nach Marienthal, einem gehobenen Wohnquartier. Der Junge winkt zum Abschied durch die Fensterscheibe. „Später kommen wir in die biologische Klasse“, sagt er. „Äh, die bilinguale“, korrigiert der Freund.

170 Kilometer weiter südlich: In der Innenstadt von Hannover startet eine junge Mutter an einem sommerlichen Spätnachmittag auf einen Bildschirm. Sie sitzt im Wartezimmer der Fastrackkids, zu Deutsch „Kinder auf der Überholspur“, einem der ehrgeizigsten Frühförderprogramme auf dem Markt. Über einen Monitor kann sie ihr Kind nebenan beim Lernen beobachten. Es läuft der Kurs „Wunder der Natur“. Jan-Roman Moch, lichter werdende Haare, legere Kleidung, 37 Jahre und Franchise-Unternehmer von Fastrackkids, steht vorne an einer interaktiven Tafel mit Lautsprechern. Gerade hat er die Kinder zwischen vier und sechs Jahren gefragt, warum es an der Türklinke manchmal zuckt. Die zwei Stunden lange Einheit beschäftigt sich mit Magnetismus und elektrostatischer Aufladung.

Pia ist sechs, ihre Wangen glühen, im Herbst wird sie eingeschult. Sie hat schon den Astronomie-Kurs „3,2,1, ab ins All“ besucht und einen Kurs über Kommunikation, doch gerade ist sie ratlos, warum es an der Tür zucken könnte, sie muss passen. „Nee, auf keinen Fall weiß ich das, auf keinen Fall“, sagt sie. Auch die vierjährigen Chinesen vor ihr haben keinen Schimmer. Die Turnschuhe des einen blinken, seine Mutter nennt den Kurs die „ideale Ergänzung zum Freispiel des Kindergartens“.

Bei Fastrackkids lernen die Kinder innerhalb von zwei Jahren ein Curriculum mit zwölf Themen: Biologie, Astronomie und Kunst sind dabei, außerdem Lebensstrategien, Kommunikation, Theater und Technik. Die Kinder reisen virtuell zum Amazonas oder in die Sahara und lernen mithilfe eines Teddys, dass man nicht mehr Taschengeld ausgeben kann, als man hat. Sie halten Referate, die auf Video festgehalten werden, und lernen „Sozialkompetenz“.

„Ist ihr Kind darauf vorbereitet, in einer sich ständig verändernden Welt Schritt zu halten?“, fragen die Macher von Fastrackkids mit Sitz in Amerika drohend. Unternehmer Moch kommt aus dem Vertrieb, seine

Frau ist Pädagogin, gemeinsam erwarben sie die Lizenz, um nach „Fastrackkonzept“ zu unterrichten.

Mochs Kunden kommen keineswegs nur aus der deutschen Mittelschicht. Auf vielen Karteikarten stehen russische, türkische oder chinesische Namen. Moch sagt: „In Deutschland herrscht eine förderskeptische Stimmung. Im Ausland haben Kinder einen anderen Stellenwert.“

Seit wenigen Wochen lernt Daniel, vier Jahre, bei Moch in Hannover. Daniel trägt einen Pullover mit Rautenmuster und Poloshirt. Sein Kopf ist rund, die Haare strohblond. Er sitzt in der ersten Reihe und sieht so aus, als wäre er zu früh in diese Welt entlassen. Sein Gesicht schaut ernst, die anderen Kinder überragen ihn. Seine Mutter wollte ihm das Frühenglisch neben Deutsch und Russisch, seiner Muttersprache, bieten. Letzte Woche wollte er nicht in den Kurs und weinte. Sie kehrten um. Heute hält er neunzig Minuten durch. Schaut aber unsicher, als er seine Lieblingsfarbe an der interaktiven Lerntafel aussagen muss: „black“.

Der durch sein Buch „Lasst Kinder wieder Kinder sein“ bekannt gewordene Kinderpsychologe Michael Winterhoff hat für all das eine Diagnose: „Katastrophenmodus“ nennt er die Stimmung vieler. Viele Eltern kämen heute selbst nicht mit den Veränderungen klar. Vom Analogen zum Digitalen mit Facebook, Twitter, der Dauererreichbarkeit auf dem Handy. Seine Diagnose: Die Eltern sind gehetzt wie der Hamster im Laufrad und geben diese Unruhe an ihre Kinder weiter.

In Hannover neigt sich die Magnetstunde ihrem Ende zu: Neun Vorschulkinder haben 120 lange Minuten gelernt, wie sich ihre Haare statisch aufladen lassen, sie haben Metallfiguren mit einem Magnet bewegt. Jan-Roman Moch schaut auf die Uhr, da bricht plötzlich überraschend die Natur in seine Stunde ein.

Die fünfjährige Lea meldet sich in der hinteren Bankreihe: „Ob das normal sei?“ Sie öffnet den Mund, fährt mit der Zunge über die Zähne und sieht ein wenig verzweifelt aus. Moch ist überrascht, er wollte gerade die Lernergebnisse zusammenfassen. Doch Lea streckt ihre blutrote Zunge heraus, fingert an einem Zahn herum und hält ihn plötzlich in der Hand. Jan-Roman Moch ist sprachlos, dann gerät Bewegung in die Mädchenreihe. Lea ist umringt von Helen, Pia, Elisabeth und Lara, Herr Moch, seine Experimente, sogar die trötende Lerntafel sind vergessen. Alle wollen einen Blick auf den Milchzahn werfen. Es ist Leas zweiter Milchzahn, der ihr eben in der Experimentierstunde aus dem Mund gefallen ist. Im Kurs „Wunder der Natur“ behält damit die Natur das letzte Wort. ■



Gleich beginnt für dieses Mädchen der Englischkurs. Wenn ein Kind gar keine Lust hat, lassen die Eltern die Stunde schon mal ausfallen, aber oft darf das nicht passieren

Werbeexperten zielen mit ihrer Marketingstrategie

EIN

zunehmend auf Kleinkinder. Zweijährige buchen

BUND

zwar keine Flüge und kaufen keine Autos –

FÜRS

aber das „Markenimage“, das in den ersten Jahren

LEBEN

entsteht, hält oft für immer.

Text: Steffi Unsleber

Als Kind waren mir Banken ziemlich egal. Aber wenn meine Mutter Geldabheben ging, freute ich mich trotzdem. Jedes Mal kam sie mit einem bunten Heft von der Raiffeisenbank zurück: „Mike, der Taschengeldexperte“. Mike war ein gut gelaunter Hamster, der mit dem Gelehrten Dr. Karl Höhn um die Welt reiste. Die meisten Geschichten habe ich inzwischen vergessen. Aber bei der Raiffeisenbank bin ich geblieben.

Dass Mike eine Identifikationsfigur war, begriff ich erst später. „Markenbindung“ nennt sich die Werbestrategie, die Kinder von heute zu Kunden von morgen machen soll. Später buhlte neben der Raiffeisenbank auch die Sparkasse um meine Aufmerksamkeit. Aber die roten Polyester-Turnbeutel mit dem weißen Sparkassen-„S“ überzeugten mich nicht. Und das „Knax“-Heft kam eindeutig nicht gegen Mike Hamsterbacke an. Bis heute würde ich nicht auf die Idee kommen, ein Konto bei der Sparkasse zu eröffnen. Der Grund: eine diffuse, irrationale Abneigung. Kindermarketing zahlt sich erst Jahre später aus. Aber dann hält die Bindung oft ein Leben lang.

Marketingexperten empfehlen Unternehmen, ihre Werbung auch an Kinder zu richten. Das ist noch unverbraucht, meinen sie, zu wenig genutzt bisher. Und diese Empfehlung gilt auch für Firmen, die eigentlich keine Produkte für Kinder anbieten. Fluglinien, Energiekonzerne, Autohersteller, Banken.

„Reines Kalkül“, meint Christopher Schering von der Berliner Werbeagentur Cobra Youth, die Kinderwerbung für Firmen wie Lufthansa oder Nestlé entwirft. „Markenpräferenzen bilden sich zwischen dem zweiten und dritten Lebensjahr. Und es wird mit steigendem Alter immer teurer, diese Präferenzen umzudrehen.“ Einen 50-jährigen BMW-Fahrer von Mercedes zu überzeugen: Das ist schwierig, sagt Schering. Aber einem Kind ein „positives Markenimage“ von Mercedes vermitteln? Machbar.

Prägende Werbeerlebnisse können jahrelang in einem „Depot“ verschlossen bleiben, erklärt Schering. Irgendwann tauchen sie wieder auf und beeinflussen die Entscheidungen der nun Erwachsenen. So wie Mike Hamsterbacke in meinem Unterbewusstsein offenbar darauf wartete, mir den Gang zur Filiale der Raiffeisenbank zu diktieren, sobald ich alt genug war, um ein Girokonto zu eröffnen. Mit dem weiß-blau-orangefarbenen Logo verband ich auch noch als Studentin ein Grundvertrauen, eine Zuversicht, dass die Angestellten der Raiffei-

senbank mich gut beraten würden, dass das Beste mit meinem Geld passieren würde, was möglich war.

Firmen nutzen für diesen Mechanismus den „Imagetransfer“, wie Marketing-Leute das nennen. Kinder interessieren sich eigentlich nicht für Firmen, die keine Produkte für sie anbieten. Sie wollen nicht wissen, ob Lufthansa ein gutes Preis-Leistungs-Verhältnis hat oder welche Flughäfen angefliegen werden. Aber Kinder mögen Tierfiguren. Deshalb führt bei Lufthansa der Vogel Lu durch die Kinder-Homepage jetfriends.de. Sympathisch, immer lächelnd und mit zwei Leidenschaften: fliegen und die Welt erkunden. Der Imagetransfer funktioniert so: Kinder mögen Lu und natürlich das, wofür der Vogel steht, Abenteuer, Freiheit und Fliegen – und sie übertragen das luftige Gefühl auf die Marke. Lufthansa, ein Versprechen von Leichtigkeit.

Der Mechanismus soll möglichst früh starten: Eltern können ihre Kinder ab zwei Jahren bei jetfriends.de anmelden und Malvorlagen mit Lu und seinem kleinen Partner Cosmo ausdrucken. Inklusive: eine eigene E-Mail-Adresse für das Kind, ein Schlüsselbund mit Kartenhalter und eine Clubkarte zum Meilensammeln. Mit zwölf Jahren wechseln die Kinder in das „Teens“-Portal. Danach, mit sechzehn, sind sie hoffentlich längst Fans von Lufthansa.

Auch Deichmann, T-Online und die Deutsche Bahn haben Kinder-Portale im Internet eingerichtet. Immer dabei: lustige Online-Spiele, häufig: eine Identifikationsfigur. Und die Marke, prominent positioniert, für den Imagetransfer.

Firmen machen sich die Geldnot von Schulen und Kindergärten zunutze. Sie sponsern Malhefte und Stundenpläne – natürlich mit Logo

Auch im Kindergarten und in der Schule klopfen Vertreter von Unternehmen an die Eingangstüren. Nur: Das Wort „Kindermarketing“ hören die Firmen nicht gerne. „Das ist ein Begriff, den ich für unser gesellschaftliches Engagement für unglücklich halte“, schreibt beispielsweise E.on auf Anfrage. Der Energiekonzern schult Kita-Erzieherinnen im Rahmen von „Trainings“, um „Kinder im Vorschulalter auf spielerische Weise an Energie- und Umweltthemen heranzuführen“. Das Projekt ist ambitioniert: Bis Ende 2012 will E.on so zehn Prozent aller deutschen Kindergärten erreichen, rund 4000 Einrichtungen. Dieses Projekt, genannt „Leuchtpol“, erntete

bereits Häme und Kritik. Offenbar trauen Naturschutzverbände und Journalisten E.on nicht zu, objektiv über das Thema Energie zu informieren. E.on kontert: „Wir wollen nicht schon ‚unsere Kleinsten‘ an E.on heranführen, sondern unser Wissen über Energie, Physik, Umweltschutz und den verantwortungsvollen Umgang mit den natürlichen Ressourcen weitergeben.“ Christopher Schering von Cobra Youth, der für Volvic, das Mineralwasser, ebenfalls Unterrichtsmaterialien entwickelt hat, beurteilt das anders: „Bei Kindern und Eltern soll hängenbleiben, dass die Firmen etwas für Bildung tun. Wir sprechen hier von klassischem Marketing.“

Klassisches Marketing beruht auf der Annahme, dass Marken umso positiver bewertet werden, je vertrauter sie sind. Die Hamburger Agentur „DSA Youngstar“ hat sich das zunutze gemacht und verteilt kostenlose Unterrichtsmaterialien an Schulen – bedruckt mit Werbung von Unternehmen. Seit neun Jahren sind sie im Geschäft und es läuft so gut, dass sie nun auch eine „Schulmarketing-Bibel“ herausgegeben haben, in der sie erklären, wie Unternehmen Kinder ab drei Jahren „streuverlustarm“ kontaktieren können.

Die Agentur versteckt sich nicht hinter schönen Floskeln („soziales Engagement“), sondern sagt schon auf ihrer Homepage recht unverblümt, worum es geht: Marketing. Und klar, die Kindergärten und Schulen haben ja auch etwas davon. Vieles ist in den Einrichtungen rar, Malhefte zum Beispiel. Sie zu sponsern, lohnt sich für Unternehmen doppelt, wirbt die Agentur. Die Kinder verbringen viel Zeit mit der Marke oder der Identifikationsfigur, ausmalen dauert. Und wem möchte man seine Meisterwerke anschließend stolz präsentieren? Genau: Mama und Papa. Für Grundschulkinder empfiehlt die Agentur Stundenpläne: Sie werden schließlich lange genutzt – mindestens ein halbes Jahr. Und die Kinder schauen sie täglich an, das macht sie interessant bei „längerfristigen Marketingbotschaften“.

Auf der Referenzliste der Agentur stehen Firmen wie MSN, die Deutsche Bank oder

verschiedene Krankenkassen. Aber nicht alle Unternehmen, die die Dienste der Agentur in Anspruch nehmen, sind dort auch genannt, gibt Agenturchef André Mücke zu: „Ein sensibles Thema.“ Viele Konzerne wollen nicht mit Schul sponsoring in Verbindung gebracht werden.

Ist derartiges Marketing vertretbar? Harmlos, wie Firmen und Agenturen meinen? Vergleichbar mit dem Plakat im Bus, dem Kinder auch nicht entgehen können? Oder eine subtile Manipulation, eine Strategie, mit der Firmen die Naivität von Kindern ausnutzen? Und später die Kindheitserinnerungen der Erwach-

senen? „Es gibt Schlimmeres“, sagt Ingo Barlovic von Deutschlands größtem Marktforschungsinstitut, „iconkids“ aus München. Die Kinder werden durch Marketing nicht ferngesteuert. „Markenbindung ist eher ein unterschwelliges Gefühl. Entscheidungen für andere Marken sind auch möglich.“

Clara Meynen von der Verbraucherzentrale kritisiert allerdings, dass Kinder noch keine Kompetenz haben, Werbung als solche zu erkennen. Forscher schätzen, dass Kindern erst ab acht Jahren bewusst ist, dass Firmen ihnen etwas verkaufen wollen.

Volker Nickel, Sprecher des Werberates, ein Selbst-

kontrollgremium der freien Wirtschaft, sieht darin kein Problem. „Werbung reflektiert das Leben und Kinder gehören dazu“, findet er. „Das in der Öffentlichkeit immer wieder gezeichnete Bild von der ‚profitgierigen Wirtschaft‘ geht von einem Reiz-Reaktions-Schema aus: Hier die Werbung – dort die Reaktion. Solche Simpel-Bilder sind letztlich menschenunwürdig, degradieren Kunden zu Tieren, diskriminieren sie als Schilfrohre im Winde der Werbung.“

Offenbar war ich ein solches Schilfrohr. Und ich spüre noch die Nachwirkungen. Mike Hamsterbacke hatte bei mir einen ähnlichen Stellenwert wie der tapfere Fuchs aus der Zeichentrickserie „Als die Tiere den Wald verließen“ oder Nala aus „König der Löwen“. Nur, dass Mike mehr von mir wollte, als mich nur zu unterhalten. ■



Marc, Penny und Mike Hamsterbacke sind die Lockvögel der Werbestrategen. Kinder mögen die bunten Figuren. Sie verstehen erst mit acht Jahren, wie Werbung funktioniert

EXPERIMENT

Zurück zu den Eltern ziehen? Für die 33-jährige Miriam war es

FAMILIE

keine Schande, sondern eine Chance

Text: Undine Zimmer, Fotos: Moritz Küstner



Dieter, 68, Miriam, 33, und Michelle, 9.: Wenn drei Pogoda-Generationen aufeinanderstoßen, geht es nicht immer reibungslos zu

Da stand Miriam Pogoda nun, war 33 Jahre alt, mit einer tollen Tochter, die sie neun Jahre lang allein erzogen hatte und zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie einen Job als Bürokauffrau, auch wenn es nur Teilzeit war. Miriam fühlte sich dankbar: „Das hast du nicht zuletzt deinen Eltern zu verdanken, die während der Ausbildung auf Michelle aufpassten“, sagte sie sich. Vor einem halben Jahr stand die Frage von selbst im Raum: „Können wir nicht einfach hierbleiben?“, fragte Michelle an einem späten Abend, als sie nicht nach Hause gehen wollte. Miriam und Oma Marianne Pogoda, 63, hatten selbst schon daran gedacht: „Warum ziehen wir nicht einfach zusammen, wir sehen uns eh' fast jeden Tag?“ Das Experiment Familie konnte beginnen.

Viele der mehr als 1,6 Millionen alleinerziehenden Mütter und Väter kämpfen in Deutschland gegen die Widrigkeiten des Alltags. Zu wenig Zeit, zu wenig Geld, zu wenig Kraft. Viele von ihnen stellen ihre eigenen Ansprüche und Wünsche permanent zurück und haben dennoch das Gefühl, nicht zu genügen. Eine tagtägliche Unterstützung durch ihre eigene Familie kennen die meisten nicht. Miriam Pogoda hatte da mehr Glück: Ihre Eltern wohnten nur einen Kilometer entfernt und waren immer für sie da.

Die Eltern, Marianne und Dieter, wohnen in einer Flachdachsiedlung, in einem Vorort von Remscheid. Das Reihenhauses, in das sie vor zehn Jahren gezogen waren, sollte ihr Altersruhesitz werden. Platz genug war vorhanden für die beiden neuen Mitbewohner. Vater Dieter räumte sein geliebtes Arbeitszimmer, hier wohnt jetzt Michelle. Miriam zog ins ehemalige Schlafzimmer der Eltern in den Keller, jetzt schlafen alle getrennt. „Ich musste das doofe Zimmer mit dem Kleiderschrank nehmen“, sagt Marianne die Oma. Es ist scherzhaft gemeint und klingt doch ein wenig nach Beschwerde.

Die Aufgaben im Haus Pogoda sind nach Fähigkeiten und Vorlieben aufgeteilt: Dieter, der inzwischen Rentner ist, erledigt die Einkäufe und ist Chef in der Küche. Marianne, Leiterin eines Kindergartens, macht die Wäsche und behält den Überblick. Miriam hilft beim Putzen und räumt ihrer Tochter Michelle hinterher, damit ihr ordnungsliebender Vater keinen Anfall bekommt. Er gehört zu jener Sorte Mensch, die den Schaffner rufen, wenn im Ruheabteil der Bahn jemand laut telefoniert. Heute hat Dieter indischen Reis mit scharfem Blumenkohl gekocht. Michelle mag das nicht

und will stattdessen fernsehen. „Kommt nicht in Frage, beim Essen sitzen alle am Tisch“, sagt ihr Opa. Miriam kontert: „Du könntest dir von Michelle ruhig eine Scheibe Fröhlichkeit abschneiden.“ Bei den Pogodas wird kein Blatt vor den Mund genommen.

Als sie selbst noch Teenager war, hätte Miriam sich nicht vorstellen können, später einmal bei den Eltern zu wohnen. Damals wollte sie „nur raus“. Sie hatte schon immer ihren eigenen Kopf: das Gymnasium abgebrochen, das

„Ich liebe meine Enkel genauso wie meine Kinder“, sagt Marianne Pogoda

Praktikum zur Erzieherausbildung geschmissen. Und als sie schwanger wurde, entschloss sie sich, das Kind zu behalten, obwohl sie schon ahnte, dass es mit dem Vater nicht mehr lange gut gehen würde. Damals war das Verhältnis zu ihren Eltern nicht so harmonisch wie heute.

Die Prognose für alleinerziehende Mütter ohne Ausbildung heißt in den meisten Fällen Hartz IV. Fünf Jahre bezog Miriam Sozialhilfe, bis die Agentur für Arbeit ihr eine Ausbildung finanzierte. In jenen Jahren wuchs der Kontakt zu ihren Eltern wieder: „Seitdem ich Michelle habe, ist die Beziehung zu meiner Mutter immer intensiver geworden.“

Marianne bewundert ihre Tochter, „wie sie sich durchgeschlagen hat“, und sie genießt die enge Beziehung zur Enkeltochter Michelle. Ihre Tochter zu unterstützen, ist für sie ein bisschen gelebter Feminismus. Sie weiß aus eigener Erfahrung, wie schwer es ist, als Mutter wieder auf dem Arbeitsmarkt einzusteigen.

Der Alltag im „3-Generationen-Haus“ ist inzwischen gut organisiert: Dienstags fahren die Großeltern die Enkelin zum Gitarrenunterricht und gehen anschließend in die Eisdielen. Am Abend wird gemeinsam gespielt, meist strategische Gesellschaftsspiele wie Siedler oder Canasta. Sonntag ist Ausflugstag.

Nur Miriams Bruder schüttelt den Kopf über seine Schwester: „Mal ehrlich, meine Eltern haben in ihrem Alter das Recht, ihr eigenes Leben zu führen. Und jetzt sollen sie sich noch mal um meine Schwester kümmern?“ Marianne Pogoda sieht das anders. Sie ist froh über

die Hilfe im Haushalt, und wenn sie in zwei Jahren in Rente geht, möchte sie mit Ehemann Dieter viel verreisen. „Dann hüten Miriam und Michelle das Haus. Ich hoffe, die beiden bleiben lange bei uns.“

Von allen Beteiligten fällt es Dieter Pogoda offenbar am schwersten, sich auf die neue Wohnsituation einzustellen. Irgendwie hatte er sich seinen Ruhestand ruhiger vorgestellt. Manchmal droht er im Spaß: „Wenn ihr euch gegen mich verbündet, ziehe ich aus.“ In einem Moment, wo ihn keine hört, klingt es aber so: „Ich gebe Miriam und Michelle eine Chance. Aber auch mir selbst, um vielleicht doch noch etwas lockerer zu werden.“ ■



Sonntagsausflüge oder gemeinsam Kochen, die Pogodas haben schon vor dem Einzug von Miriam und Michelle fast alles gemeinsam unternommen. Beim Spielen halten Mutter und Tochter immer zusammen

ES WAR EINMAL



Er wuchs in einem der ärmsten Viertel Neapels auf, schwänzte die Schule und verkaufte mit sechzehn Kokain
Als er sich entschloss, sein Leben zu ändern, war es fast zu spät.

Heute arbeitet Marco Riccio als Sozialarbeiter und will Kindern eine bessere Kindheit ermöglichen

Text: Katrin Langhans, Fotos: Emine Akbaba

Training im Sozialzentrum „Il Tappeto di Iqbal“: Marco Riccio träumt davon, als Clown sein Geld zu verdienen

IN NEAPEL ...

für die Mafia.



Als Marco Riccio die erste Linie Kokain schnupfte, war er ein Pizzabäcker. Als er sich das zweite Mal das weiße Pulver in die Nase zog, war er ein Drogendealer. Dazwischen lag ein Abendessen mit Luigi Virence*, einem der Mafiabosse aus Neapel. Es gab Fisch. Ein Verwandter hatte den Jungen empfohlen: Zweimal war Riccio mit seinen damals 16 Jahren schon angezeigt worden, ohne dass es zu einer Strafe kam. Einmal hatte er einen Polizisten beklaut, das andere Mal einem Mann einen Stein an den Kopf geworfen, der sein Viertel beleidigt hatte. Er war schlaksig und schwächling, niemand, dem man den Rowdy auf den ersten Blick ansah. Das gefiel Virence.

Riccio erinnert sich nicht gern an dieses Fischessen. „An dem Abend“, sagt er, „habe ich alle Freunde verloren.“ Die, mit denen er die Schule schwänzte, tagsüber durch die Straßen zog, abends ins kalte Meer sprang.



Als Marco Riccio noch Geld bei der Mafia verdiente, ließ er sich Buddhaköpfe auf die Wade tätowieren. Die Freunde von damals sind aus seinem Leben verschwunden. Jetzt kümmert er sich um benachteiligte Kinder und räumt mit ihnen den Müll aus dem Park

Sie hatten sich geschworen, keine krummen Dinger für die Mafia zu drehen, immer zusammenzuhalten. Riccio war der Erste, der das Versprechen brach. Über seine grünen Augen legt sich ein durchsichtiger Film, dünn wie Klarsichtfolie. Hastig wischt er ihn mit der einen Hand weg und drückt mit der anderen seine Zigarette aus. Riccio raucht viel, wenn er über seine frühe Jugend spricht.

Riccio ist heute 20 Jahre alt und arbeitet als Betreuer in einem Sozialzentrum. Vor zwei Jahren ist er aus der Mafia ausgestiegen. Auf einem Rundgang durch Barra, einem der ärmlichen Randbezirke Neapels, erzählt Riccio seine Geschichte. Er läuft vorbei an verbeulten Autos. Vorbei an überquellenden, schwarzen Müllsäcken, zusammengestauchten Cola-Dosen und leeren Glasflaschen. Mit seinen 1,90 Metern macht er ausladende Schritte. Seine Wangen sind hohl, die Stirn ist gewölbt. Seine Haare trägt er in einer kleinen Tolle. Wie Elvis.

Vor einem Kreisverkehr bleibt er stehen. In der Mitte ragen wilde Gräser meterhoch in den Himmel. Als Kind zog Riccio hier an seiner ersten Zigarette, schaute den ersten Mädchen hinterher. Nur an zwei von fünf Tagen ging er zur Schule, zu Kunst und Italienisch. Seinen Lieblingsfächern. „Den Lehrern haben wir gedroht, dass wir ihre Autoreifen aufschlitzen, wenn sie uns nicht versetzen“, sagt Riccio. Er wuchs mit vier Geschwistern auf. Fürs Kino oder fürs Bowling fehlte ihm das Geld, also fing er mit 14 Jahren an, in einer Pizzeria zu arbeiten. Fünfmal die Woche rollte er vierzehn Stunden am Tag Teig und schnitt Mozzarella, damit verdiente er insgesamt etwa 70 Euro.

Viele Kinder aus Neapel brechen wie Riccio die Mittelschule ab.

Zwischen 2005 und 2009 verließen in der Region um Neapel 35000 Kinder unter 15 Jahren die Schule ohne Abschluss. Ein Drittel dieser Kinder sei sogar unter 13 Jahre alt, verkündete der stellvertretende Bürgermeister in der Lokalpresse. Die Schulschwänzer vertreiben sich die Zeit auf unterschiedliche Weise. Die Mädchen wachsen noch sehr behütet auf. Sie spielen bei den Müttern auf den Hinterhöfen, bis sie etwa 9 Jahre alt sind. Danach lungern sie aufgedonnert mit rotem Lippenstift und knappen Klamotten auf der Straße herum und versuchen, die Blicke der Jungs auf sich zu ziehen. Die Jungen flitzen durch die Gassen, mit dem Fußball. Sie verdienen sich ihr Taschengeld als Boten, Kellner und Pizzabäcker. Von dem geringen Lohn leisten sie sich den ersten Kinobesuch oder die ersten Markenschuhe.

Riccio trägt ein weißes Shirt mit Armani-Emblem, dazu weiße Air-Schuhe von Nike. „Klar sind die echt“, sagt er.





Typisches Straßenbild im italienischen Süden: Schon früh versuchen die Mädchen, die Aufmerksamkeit der Jungs auf sich zu ziehen

Seine Augen streifen nervös über die umliegenden Gebäude, von denen der sandfarbene Putz bröckelt. Er senkt seine Stimme: „Mit 16 habe ich hier Kokain vertickt.“ Sein Gehalt versiebenfachte sich auf etwa 500 Euro pro Woche. Er ließ sich Buddhaköpfe auf seine Wade tätowieren, weil er sie so schön fand. Er bestellte sich Champagner in der Disco, war nicht mehr der unsichtbare Pizzabäcker, war nicht mehr nur eines von vielen mittellosen Kindern. Er hatte Geld und neue Freunde.

Riccios Hände sind gerötet, als hätte er einen leichten Sonnenbrand. „Der Arzt sagt, das seien Nachwirkungen vom Kokain“, erzählt Riccio. Er schnupfte 1,5 Gramm am Tag, schmeckte die Zigaretten nicht mehr, so taub waren seine Geschmacksnerven.

Zwei Jahre lebte Riccio wie im Rausch. Bis ein gegnerischer MafiACLan seinen guten Freund Lorenzo Zanolla* ermorden ließ. Zanolla war niemand Geringeres als der Sohn des Mafiabosses Virence, der Riccio zwei Jahre zuvor angeheuert hatte. Zanolla war gefürchtet. Jeder in Barra kannte ihn, weil er mit seinen 28 Jahren schon mehrfach gemordet hatte. „Einmal hat er einen Menschen in einer Bar erschossen, einfach so, weil ihm die Nase nicht passte“, sagt Riccio. Eigentlich sei Zanolla aber kein schlechter Mensch gewesen. „Das Crack hat ihm nur irgendwann sein Gehirn zerfressen.“

Von außen sieht die Bar, in der Zanolla ermordet wurde, ganz unscheinbar aus. Durch die Fenster in der schwarzen Granitwand sieht man dunkle, durchgesessene Holzstühle vor zerkratzten Tischen. Dahinter blinken Spielautomaten. Ein Freund lockte Zanolla in die Bar und verabschiedete sich früher als sonst, weil er wusste, dass Zanolla die Bar nie ohne ein Spiel am Automaten verließ. Ein paar Minuten später betrat ein gerade mal 19 Jahre alter Auftragskiller die Bar. Ein gegnerischer Clan hatte ihm 5000 Euro für den Mord geboten. Das Geld hat er nie gesehen, drei Tage später war er tot. Wie viel Zanollas Freund für den Verrat bekam, weiß Riccio nicht. „Er lebt in einer großen Villa und verlässt das Haus nur im gepanzerten Wagen.“



Savino und Riccio bauen mit den Kindern eine Holzstruktur für ein Gemeindefest

Als Riccio vom Tod Zanollas erfuhr, schwang er sich auf sein Moped, raste zum Tatort. In der Bar sicherten die Polizisten schon die Spuren. Riccio unterdrückte seine Tränen und rauschte davon. Zu groß war die Gefahr, dass die Polizei ihn verdächtigen könnte, den toten Mafioso zu kennen.

Mit dem Verlust seines Freundes änderte sich Riccios Blick auf die Mafia. Er sah nicht mehr das Geld, die neuen Freunde, den Rausch. Er hatte plötzlich Angst vor seinem Arbeitgeber. „Ich dachte mir, entweder erschießt mich irgendwann ein anderer Mafioso oder mein Boss bringt ▶



Ausspannen nach den Zirkusproben: Im Sozialzentrum üben Savino, Riccio und die Kinder neue Zirkuskunststücke ein. Riccio spielt einen jungen, wütenden Clown, der aus seinem ärmlichen Leben ausbrechen möchte

► mich um, weil ich gehen möchte.“ Er entschied sich, mit Virence zu reden, nahm all seinen Mut zusammen. Der Boss kochte vor Wut, warf ihm vor, dass er ihn jetzt nicht im Stich lassen könne.

Aber Riccios Entschluss stand fest. Aus Angst vor der Konfrontation mit Virence entschloss er sich, ein paar Wochen in der Wohnung seiner Oma unterzutauchen, die ihn mit Essen versorgte. Aus den Wochen wurden Monate. Riccio war auf kaltem Entzug, nahm kein Kokain mehr. Er wollte sich von seinem alten Leben lösen, koste es, was es wolle. Virence hätte ihn jederzeit aufsuchen können, aber er kam nicht. Nach vier Monaten klopfte Riccio ein zweites Mal an Virences Tür. Diesmal war der Mafiaboss ruhiger, seine Wut, so schien es, war der Trauer um seinen Sohn gewichen. Müde willigte er ein, Riccio endgültig gehen zu lassen. „Du sollst nicht so enden wie mein Sohn“, sagte er nur. Und Riccio war wieder einer von vielen, unsichtbar, mittellos.

Schon früher war Riccio gerne ins Sozialzentrum in Barra gegangen, um dort mit anderen Kindern Zirkusstücke einzuüben. Er verbrachte jetzt noch mehr Zeit im Zentrum. Zwischen ihm und dem Sozialarbeiter Giovanni Savino wuchs eine tiefe Freundschaft. Savino motivierte Riccio, den Mittelschulabschluss nachzuholen und brachte ihm bei, ein

Clown zu sein. „Es wäre schön, wenn ich irgendwann als Artist mein Geld verdienen könnte“, sagt Riccio. Savino und er möchten ein altes Theater mit eingeschlagenen Fenstern und ein verfallenes Freizeitzentrum im Ort renovieren. Sie wollen Plätze schaffen, an denen Kinder Spaß haben können. Auf die Dächer wollen sie Solaranlagen bauen. Der Zirkus soll ein „Sonnenzirkus“ werden.

Savino und Riccio haben viele Träume. Aber seit 2009 unterstützt der Staat das Sozialzentrum nicht mehr. Die Sozialarbeiter halten sich mit Spenden aus dem Ausland über Wasser. Sie spielen mit den Kindern, bauen Holzskulpturen, sammeln mit ihnen den Müll im Park auf, motivieren sie, wenigstens die Mittelschule zu beenden. Jeden Freitag gehen Savino und Riccio in die Rodino-Schule und bringen den zwanzig schlechtesten Schülern Geschichte bei. Sie setzen ihre Clown-Nasen auf den Finger und mimen eine Prinzessin. Sie setzen sich die Nase zwischen die Stirn

und spielen einen Zyklopen. „Als Clown werde ich respektiert. So wie ich bin“, sagt Riccio. Im Zentrum verdient er 400 Euro im Monat. Er lebt immer noch bei seiner Oma. „Sonst würde das Geld nie reichen.“ Sein altes Leben hat er abgestreift, ohne es je zu bereuen. Nur im Fernsehen schaut sich Riccio immer noch gerne Mafiafilme an. ■



Ohne Bürokratie läuft das Zentrum nicht, das sich aus Spenden finanziert. Savino und Riccio kümmern sich darum

Spaß mit den Kleinen: Giovanni Savino ist die Seele des Sozialzentrums. Marco Riccio hat in ihm einen Freund gefunden. Zusammen haben sie viele Pläne für die Zukunft, sie möchten ein altes Theater renovieren und einen „Sonnenzirkus“ gründen





Die große Hoffnung aller illegal in Deutschland eingereisten Menschen ist es,

L I Z E N Z

eines Tages legal in dem Land leben zu können,

Z U M

das sie als ihre neue Heimat betrachten. Die Chancen sind gering.

B L E I B E N

Und bis es so weit ist, müssen sie offiziell unsichtbar bleiben. Jeder Kontakt mit Behörden kann zur Abschiebung führen. Vor allem Kinder und Jugendliche leiden unter dem ständigen Druck. Sie versuchen, trotzdem normal zu leben. Und wissen doch, dass sie jeden Tag auffliegen können

Text: Undine Zimmer, Fotos: Moritz Küstner

Ramira Molina* schaut immer ein bisschen fragend mit ihren großen braunen Augen. Sie hat weibliche Formen, die sie gerne in enge sportliche Kleider steckt. Sie wartet in Hamburg an einer Haltestelle und will gerade in den Bus einsteigen. Plötzlich fasst sie ein Polizist am Arm. „Mitkommen!“ sagt er barsch. Die Leute im Bus beobachten sie.

Ein paar Straßen weiter ist ein Laden ausgeraubt worden. Es sollen zwei Mädchen gewesen sein, eine dunkelhäutig wie Ramira. Das reicht. Die Beschreibung passt. Sie war gerade in der Nähe und hatte Pech. Als sie schon im Polizeiauto sitzt, legt der Polizist der 14-jährigen Handschellen an. Ramira Molina hat mit dem Überfall nichts zu tun. Aber sie hat keine Papiere.

Sie lebt mit ihrer Familie seit zehn Jahren illegal in Deutschland. Als die Polizei sie nach ihrem Wohnsitz fragt, verrät sie die Adresse. Damit bringt sie ihre ganze Familie in Gefahr.

Das ist ihr schon einmal passiert. Vor einem Jahr wurde ihr eine Rauferei auf dem Schulhof zum Verhängnis. Warum sie damals mit dem Jungen aneinander geriet, weiß sie gar nicht mehr. Sie lässt sich nicht gerne etwas gefallen. Schon gar nicht, wenn man sie angreift. Es ist eben passiert, und eine Lehrerin hat gleich die Polizei gerufen. Entweder hat sie es nicht gewusst oder nicht daran gedacht, dass Ramira und ihre Familie dadurch ausgewiesen werden könnten.

Damals musste Ramira die Beamten zu sich nach Hause führen. Sie hatte Glück, dass niemand da war. Sie ist dann zu einer Nachbarin gegangen, einer guten Bekannten der Familie, die bestätigt hat, dass sie Ramira kennt und dass sie einen Wohnsitz hat. Die Polizei ließ sie schließlich gehen.

„Man steht immer unter dem Druck, dass man die ganze Familie mit reinreißt“, sagt Ramiras ältere Schwester Laura. Sie ist 18 Jahre, ein ruhigerer Typ als ihre Schwester, lernt gerne und interessiert sich nicht besonders für Jungs und Partys. Ihr fällt es nicht schwer, sich unauffällig zu verhalten, sie steht nicht gerne im Mittelpunkt. Am wohlsten fühlt sie sich in der spanisch sprechenden Kirchengemeinde. Dort

„Man steht immer unter dem Druck, dass man die ganze Familie mit reinreißt“, sagt Laura Molina. Sie steht kurz vor dem Abitur und ist eine der wenigen papierlosen Jugendlichen, die in der Schule so weit kommen

hat sie ihre Vertrauenspersonen und ihre Freunde. Laura steht kurz vor dem Abitur. Sie ist eine der wenigen papierlosen Jugendlichen, die in der Schule so weit kommen.

Kinder wie Laura und Ramira sind die Töchter und Söhne von Kindermädchen, Putzfrauen und Bauarbeitern. Sie kommen aus Ländern wie Ecuador, Chile, Mexiko, Afghanistan, Iran oder aus Nordafrika. In Deutschland haben sie keine Rechte, außer dem Recht auf Schulbildung. Aber selbst wenn sie ein

sehr gutes Abitur schaffen, werden sie später nichts anderes machen können, als das, womit ihre Eltern ihr Geld verdienen: Kinder anderer Familien großziehen, Wohnungen oder Büros putzen, auf dem Bau schuften. Schwarzarbeit. Wenn ein Arbeitgeber den vereinbarten Lohn nicht zahlen will, können sie sich nicht einmal wehren. Studieren, eine Ausbildung machen oder auch nur ein sozialversicherungspflichtiger Minijob – ohne Papiere ist das unmöglich.

In Deutschland leben nach Angaben der EU-finanzierten Datenbank Clandestino schätzungsweise eine halbe Million Menschen ohne Papiere. Helfer, die privat oder beruflich mit Papierlosen zu tun haben, halten es für möglich, dass die Zahl auch doppelt so hoch sein könnte. Eine Studie des Sachverständigen Rats deutscher Stiftungen für Integration und Migration errechnete 2010, dass in Deutschland bis zu 30.000 nicht registrierte Kinder und Jugendliche zwischen sechs und fünfzehn Jahren leben. In Hamburg müssten demnach auf jeder Schule 1,4 Schüler ohne Papiere zu finden sein.

In Hamburg, Berlin, Nordrhein-Westfalen und München sind die Schulleitungen nicht verpflichtet, illegale Schüler zu melden. Es besteht sogar eine Schulpflicht für papierlose Kinder. Sie können ohne Angst, bei der Ausländerbehörde bekannt zu werden, öffentliche Kindergärten und Schulen besuchen. In anderen Bundesländern ist der Schulbesuch von der Loyalität der Lehrer abhängig. In Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Niedersachsen, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen können Papierlose nur private Einrichtungen besuchen – was sie sich nur sehr selten leisten können.

Die meisten wollen trotzdem in Deutschland bleiben. „Hier gibt es weniger Gewalt und was soll ich in Ecuador machen?“, fragt Laura. „Hier ist das Leben immer noch besser

Fahrkartenkontrollen sind der größte Risikofaktor für Jugendliche ohne Papiere. Aber auch wenn sie nur Zeuge eines Unfalls werden, kann das bedeuten, dass sie auffliegen und ihre Adresse verraten müssen



als in meinem Heimatland“, meint auch María Molina, ihre Mutter. Ihnen bleibt mehr Geld zum Leben oder für Arzneimittel. Als Kind war Ramira lange krank. Sie litt unter chronischem Durchfall, brauchte Medikamente und besondere Lebensmittel wie Sojamilch, die in ihrer Heimat sehr teuer sind. Ihre medizinische Versorgung war einer der Gründe, warum Familie Molina nach Deutschland gekommen ist. Ramira geht jetzt auf eine Förderschule, sie lernt langsamer als andere Kinder. Manchmal stottert sie ein bisschen. Von klein auf spielte sie Fußball mit ihrem Vater. Als der vor zwei Jahren bei einer Zufallskontrolle an der holländischen Grenze erwischt und sofort abgeschoben wurde, hatte sie eine Weile damit aufgehört. Ihr Vater lebt heute wieder in Ecuador. Sie telefoniert jede Woche mit ihm. Und kickt jetzt auch wieder in einem Verein.

„Als mein Lebensgefährte erwischt wurde, war das sehr schlimm für uns“, erinnert sich María Molina. Plötzlich war sie allein mit den Kindern und sie mussten von nur einem Lohn leben. Ohne die Unterstützung von Freunden wäre es kaum gegangen.

Heute hat María ihren freien Tag, erledigt zu Hause, was sie sonst bei anderen tut: sich um die Kinder kümmern, waschen, aufräumen. An den Wänden hängen die Passbilder ihrer Ziehkinder.

Sie hat gekocht, auf zwei Tellern liegen je ein halber Fisch und Reis mit einer roten, würzig riechenden Soße. Über Facebook ruft sie ihre Kinder im Nebenzimmer zum dritten Mal zum Essen. Man kann sich nicht vorstellen, dass die Frau in der bunten Tunika mit dem offenen Lächeln jemals müde und mürrisch sein kann. Vielleicht auch ein Selbstschutz?

Vor einem Jahr hat María Molina einen Mann kennengelernt. Einen älteren gesetzten

Herrn, einen Intellektuellen, ein Kandidat für eine Scheinehe. So war es von Anfang an auch von einer Bekannten eingefädelt worden. Doch wenn María nun sagt, dass sie sich verliebt hat, glaubt man ihr. Sie wohnt mit den Töchtern in seiner früheren Wohnung. Wenn er einmal im Monat zu Besuch kommt, wird sie ganz aufgeregt, legt ihre Arme um ihn. „Vielleicht kommt er morgen mit in die Kirche“, sagt sie. Die spanische Kirchengemeinde ist für sie ein Stück Zuhause. Dort treffen sie Freunde aus Ecuador, mit denen sie in ihrer Sprache sprechen und ihre Speisen kochen können. Manche kennen sie, seit sie in Deutschland sind. Die Molinas gehen jeden Sonntag in die Kirche. Im Herbst wird María dort auch einen Deutschkurs besuchen. „Ich spreche so schlecht Deutsch. Ich habe immer nur gearbeitet und konnte nie lernen“, bedauert sie. Sie versteht fast alles, wenn es um Alltagsdinge geht. Aber beim Sprechen fehlen ihr die deutschen Worte. Jetzt aber hat sie sich vorgenommen, die Sprache richtig zu lernen, „damit ich mich besser mit meinem Freund unterhalten kann“. Mit Ramiras Vater hat sie nur noch über die Tochter Kontakt, sie haben sich ausgesprochen und sich erst einmal getrennt. „Es geht nicht über die Entfernung“, sagt María Molina. „Ich habe ihm gesagt, er soll auch die Chance auf eine neue Liebe und ein neues Leben haben. Er ist ein guter Vater und er versteht es.“

Papierlose, die nicht politisch verfolgt werden und deshalb kein Asyl in Deutschland erhalten, kommen mit großen Hoffnungen aus ihren Heimatländern: Arbeit, ein besseres Leben, die Familie in der Heimat unterstützen und die Kinder versorgen zu können. Am größten ist die Hoffnung, irgendwann einen Weg in die Legalität zu finden. Zumindest für ihre Kinder.

Aber die Realität ist oft härter als erwartet. Wie bei Ricarda Pérez. Die junge Mutter aus Ecuador lebt mit ihrem zweieinhalbjährigen Kind erst seit ein paar Monaten in Deutschland. Sie ist mit einem Touristenvisum über Spanien gekommen. Momentan lebt sie bei ihrer Mutter und sammelt Pfandflaschen. Etwa dreißig Euro bekommt sie pro Woche zusammen und davon kauft sie Windeln, Feuchttücher und Joghurt. „Für meinen Sohn erhoffe ich mir hier alles“, sagt Ricarda Pérez. „Er soll Deutsch lernen, studieren und arbeiten können.“ Sie hat in Ecuador ein auf Informatik spezialisiertes Gymnasium besucht. Hier träumt sie von einem festen Putzjob. Aber selbst die Schwarzarbeit ist knapper geworden in den vergangenen Jahren. Einmal ist es ihr bisher passiert, dass ein Arbeitgeber sie nach getaner Arbeit nicht bezahlen wollte. Deswegen geht sie jetzt immer in Begleitung ihrer Mutter oder deren Mann zu den Vorstellungsgesprächen, um zu demonstrieren, dass sie nicht alleine ist. Wie viele Papierlose geht Ricarda nach 19 Uhr nicht mehr auf die Straße. Die Türen ihrer Wohnung sind immer fest verschlossen.

Wenn die Gründe der Einreise für das Recht auf Asyl nicht ausreichen, gibt es nur drei Möglichkeiten, in Deutschland zu bleiben: Eine falsche Identität, die Heirat mit einem Deutschen oder die Illegalität. Jugendliche Papierlose werden, solange sie minderjährig sind, nicht abgeschoben. In Deutschland kommen sie in ein Heim, wenn sie alleine aufgegriffen werden. Manche schlagen sich seit ihrem 15. Lebensjahr auf eigene Faust in Europa durch und schicken Geld nach Hause. Andere leben wie Laura und Ramira zehn Jahre und mehr mit ihrer Familie in Wohnungen, die auf den Namen anderer gemeldet sind. Sie telefonieren mit Handys, die jemand anders für sie gekauft hat, bezahlen ▶

Wenn Ramira wieder mal ihre Klamotten in dem kleinen gemeinsamen Zimmer verteilt hat, gibt es Streit zwischen den Schwestern. Die 18-jährige Laura macht bald Abitur. Sie ist ruhiger und besonnener als die temperamentvolle Jüngere



Ramira Molina denkt oft an ihren Vater. Er wurde vor zwei Jahren bei einer Zufallskontrolle an der holländischen Grenze erwischt und abgeschoben. Heute lebt er wieder in Ecuador



► Stromrechnungen über Konten, die auf andere Namen laufen. Es gibt noch diese Menschen, die aufrichtig großzügig sind und den Papierlosen ohne Bedingungen helfen. Sie „leihen“ ihnen mehrere tausend Euro für Stromrechnungen oder auch für eine Scheinehe mit Partnern, denen es dabei nur ums Geld geht. Diese Menschen rechnen nicht damit, dass sie das Verliehene jemals zurück bekommen. Papierlose sind auf ein funktionierendes und sicheres Netzwerk angewiesen: auf Privatpersonen, Lehrer, Kindergärtner, Pastoren, soziale Einrichtungen, Ärzte. Und auf das Schweigen. Zuerst ihr eigenes, dann das ihrer Mitwisser.

Und sie müssen immer eine plausible Geschichte parat haben, damit sie ihre Familie oder deren Herkunft nicht preisgeben. Damit niemand erfährt, wie sie wirklich leben. Viele machen sich ein paar Jahre jünger. Ein junger Ägypter sagt zum Beispiel, er komme aus Palästina, weil ihm das mehr Sympathie bei Deutschen bringt. Papierlose erzählen, sie seien geduldet. Die Jugendlichen leben mit dem Druck, dass das Leben, das ihre Eltern für sie hier mühsam aufgebaut haben, in ein paar Minuten einstürzen kann. Sei es bei einer Party, auf der jemand anderes randaliert, oder auch nur, weil man gerade in der Nähe eines Unfalls war, als Zeuge herangezogen wird und sich ausweisen muss. Oft reichen unvorhersehbare Kleinigkeiten.

Miguel Gonzáles wurde trotz gültiger Fahrkarte von den Bahnkontrolleuren direkt an den Bundesgrenzschutz weitergereicht. Sein aktuelles Foto war nicht richtig aufgeklebt und das fiel auf. Er hat sich geweigert, den Polizisten seine Adresse zu nennen. Hätte ihn nicht der Pastor der gleichen spanischen Kirchengemeinde, in die auch María Molina geht, rausgeholt, wäre er in einem Kinderheim gelandet. Der Pfarrer hat-

te mit Miguel schon Pläne geschmiedet, wie er ihm helfen könnte, aus dem Heim zu flüchten, aber dann raunte ihm ein Beamter zu: „Nehmen sie den Jungen und gehen Sie einfach.“ Rechtlich kann der Pastor nicht viel machen, sagt er, aber seine Position flöße Vertrauen ein. Und auch die Polizei wisse, dass diese Jugendlichen im Grunde unschuldig sind.

Vertrauen ist für Papierlose ein kostbares Gut. Schulfreunde werden nicht nach Hause eingeladen. Mit der Drohung, jemanden aufhängen zu lassen, scherzen die Jugendlichen untereinander. Doch das kann schnell zum ernstesten Druckmittel werden. Fragt man die Jugendlichen, wie sehr sie ihre Papierlosigkeit im Alltag beeinflusst, klingt es, als würden sie ein normales Leben führen. „Oft ist Kindern bis zum Alter von sieben oder acht Jahren gar nicht klar, dass sie illegal in Deutschland leben“, sagt eine Hamburger Kinderärztin, die seit vielen Jahren die Kinder von Papierlosen behandelt. Konflikte zu verschweigen wird zum Reflex, auch die, die vielleicht mit dem Leben in der Illegalität nur indirekt etwas zu tun haben. Probleme in der Schule, Streit mit den Eltern. Es dauert lange, bis ein Papierloser seine Geschichte erzählt. Und er erzählt nie alles.

So erzählt die 14-jährige Erica, die seit 12 Jahren in Deutschland lebt, sie sei von Anfang an geduldet gewesen. In ihrer Krankenakte steht etwas anderes: dass sie erst seit 2011 versichert und damit legal ist. Ericas Mutter und die kleinen Geschwister haben seit einem Jahr deutsche Papiere, weil Ericas Mutter einen sogenannten deutschen Imbissvater bezahlt hat. Einen Hartz-IV-Empfänger aus St. Pauli, der sich für 10000 Euro bereit erklärt hat, Ericas Mutter zu heiraten und die jüngeren Geschwister als seine Kinder anzuerkennen. Alles nur auf dem Papier. Sie sehen ihn nie.

Ericas Vater und die Großeltern leben noch immer mit ihnen ohne Papiere in einer Dreizimmerwohnung ohne Namensschild an der Klingel.

Als María Molina an jenem unglücklichen Tag, an dem ihre Tochter Ramira von der Polizei an der Bushaltestelle aufgegriffen und nach Hause gebracht wurde, die Wohnungstür öffnete, dachte sie: Jetzt ist alles vorbei. Wäre nicht zufällig gerade ihr deutscher Freund in der Wohnung gewesen, wären sie abgeschoben worden. Es ist sein Name, der an der Klingel steht. Er sagt den Polizisten, die Mutter mit den zwei Mädchen seien seine Gäste. Die Polizisten nehmen nur María mit.

Er soll sich mit den beiden Mädchen sofort bei der nächsten Polizeiwache melden. Dort werden sie nach zehn Jahren zum ersten Mal in Deutschland registriert: Bilder, Fingerabdrücke und zur Ausländerbehörde geschickt. María und ihr Freund werden von einem misstrauischen Beamten über ihre Beziehung verhört. Dann wartet der Mann zusammen mit Laura und Ramira bis tief in die Nacht auf dem kahlen Flur. Gegen halb zwei Uhr nachts lässt die Behörde María Molina gehen. Sie sind geduldet. Man hat ihnen geglaubt, dass sie und der Deutsche ein Paar sind und dass ihre Kinder die deutsche Schule seit Jahren besuchen. „Solange die Kinder in der Schule sind, passiert uns nichts, danach weiß ich nicht, wie es weitergeht“, sagt María Molina. Ein Antrag für eine Hochzeit ist bereits gestellt und liegt noch bei der Prüfungskommission der Ausländerbehörde. Wenn sie heiraten darf, müsste sie sich nie wieder Sorgen um ihre Kinder machen. Wenn nicht, fängt vielleicht alles von vorne an, wenn ihre Töchter 18 werden oder das Abitur haben. ■

GLÜCK -

Die siebenjährige Inge ist ein Zwitter. Gut möglich,

WUNSCH,

dass sie sich später einmal dafür entscheidet,

ES IST EIN

ein Mann zu werden. Ihre Eltern wollen nicht,

JUNGE...

dass die Chirurgen darüber bestimmen, sondern wollen

ÄH... EIN

Inge dafür so viel Zeit wie möglich lassen

MÄDCHEN!

Text: Barbara Opitz

Um elf Uhr nachts platzte die Fruchtblase, Andrea Dahlheimer* war im sechsten Monat schwanger. Es musste alles schnell gehen, im Hospital spritzten die Schwestern der Mutter alle zwölf Stunden Kortison in die Bauchmuskeln, um die Lungenreife des Kindes zu beschleunigen, dann endlich der Kaiserschnitt. Andrea Dahlheimer war noch benommen, als ihr die Hebamme im Aufwachraum die Hand drückte: „Glückwunsch, es ist ein Junge“, sagte sie. Vater Nico durfte das Baby als erster sehen, Schläuche und Sonden hingen am winzigen Säuglingskörper. Das Kind wog nur 920 Gramm. Der Arzt versuchte zu beruhigen, „Sie kommt durch, es ist wahrscheinlich ein Mädchen.“

Drei Wochen später stand der Befund fest: Das Kind, dem die Eltern den Namen Inge gegeben haben, ist beides: Junge und Mädchen. Inge hat eine Gebärmutter, eine Vagina, einen nicht vollständig entwickelten Penis und anstelle der Eierstöcke Hoden. Jedes tausendste bis zweitausendste Kind, so wird geschätzt, kommt mit beiden Geschlechtern auf die Welt. Hermaphroditen, Zwitter oder auch Intersexuelle nennt man sie.

„Wir haben uns entschieden, nicht zu operieren“, sagt Mutter Andrea. Sie sitzt im Wohnzimmer am großen Holztisch, neben ihr Vater Nico, aus der Küche duftet gebrühter Kaffee. Das deutsch-niederländische Paar wohnt in einem kleinen Backsteinhaus an der holländischen Küste. Inge soll so normal wie möglich aufwachsen – mit beiden Geschlechtern. „Die Forschung ist noch nicht weit genug, um zu prognostizieren, was auf uns zukommt.“ Es gibt zu wenig Studien über die Folgen, beispielsweise einer Hormonersatztherapie. Früher sei sofort operiert worden, sagt die Mutter.

Inge ist inzwischen sieben Jahre alt, hat blonde, lange Locken und Sommersprossen. Der hellblaue Teppichboden in ihrem Kinderzimmer ist übersät mit Legosteinen. Gestern erst haben Inge und Vater Nico den Lego-Atlantis-Palast aufgebaut, mit einer großen Eingangstreppe und griechischen Säulen. Krebsmonster mit Scherenhänden und Dreizack thronen auf den Zinnen. „Das ist keine Fantasie, dafür gibt’s ne Anleitung“, sagt Inge und klopft erklärend auf den Prospekt, der dem Lego-Palast als Unterlage dient. Am liebsten spielt sie mit ihren Ninjas, den japanischen Partisanenkämpfer-Püppchen oder dem Lego-Eisdrachen. „Ccccccchhhhhhhh“, faucht Inge und rennt durchs Zimmer. „Aaaachtung, der Drache spuckt Feuer.“ Später will Inge selbst ein Ninja werden. Oder Taucher, mit Zitteraalen kämpfen. Ihr Bruder hat einen Zitteraal bei einer Schulaufführung gespielt.

„In der Schule gibt es keine wie mich, weil ich deutsch und holländisch gleich gut spreche“, sagt Inge. Und wie beiläufig: „Auch, weil ich ein Junge und ein Mädchen bin.“ Inge kennt es nicht anders, als beides zu sein. Manchmal gibt sie sogar ein wenig damit an. Wenn Inge gefragt wird, was sie lieber sein will, dann lacht sie verlegen, „weiß nicht“, sagt

sie. Seit diesem Jahr gibt es im Sportunterricht getrennte Umkleidekabinen. Inge hat sich für die Jungs-Kabine entschieden. Dort findet sie es einfach besser. Aber auf die Toilette geht sie bei den Mädchen. „Ich kann nicht im Stehen pinkeln. Außerdem stinkt es da nicht so.“

Andrea zeigt die Krankenhaus-Fotos kurz nach Inges Geburt. Drei Wochen später bekam Inge eine Infektion und wurde künstlich beatmet. „Wir hatten solche Angst, sie würde es nicht schaffen, da war das Geschlecht nebensächlich.“ Zuerst ging der Arzt von einer geschwollenen Klitoris aus. Die erste Blutprobe jedoch ergab einen XY-Chromosomensatz, also männlich. Auf dem Ultraschallbild waren deutlich Gebärmutter und Vagina zu erkennen. Inge hat eine „gonadale Dysgenese“. Jeder Embryo ist anfangs gleich. Erst wenn die Gonaden, also Keimdrüsen, bei einem XY-Chromosomensatz bestimmte Hormone ausschütten, entwickeln sich männliche Geschlechtssteile. Bei Inge wurden, trotz XY-Chromosom, schlicht zu wenig dieser Hormone ausgeschüttet. Die Entwicklung zum Mann stockte, es bildeten sich weibliche und männliche Geschlechtssteile. Eine Laune der Natur.

Der Arzt, der für weitere Untersuchungen eine Gewebeprobe entnehmen sollte, schlug vor, die Keimdrüse direkt zu entfernen, ohne abzuwarten und genauer zu untersuchen, welche Geschlechtshormone sie produziert. Man könne ja später mit Hormonen therapieren. Denn die Wahrscheinlichkeit, dass sich an der Keimzelle Tumore bilden, ist hoch, in Inges Fall liegt sie bei 50 Prozent. Die Eltern waren dennoch dagegen: „Lebenslang künstlich Hormone schlucken ist doch keine Lösung“, sagt Inges Mutter ruhig. Die Nebenwirkungen seien fatal. Und niemand könne vorhersagen, wie sich Inge später mit ihrem Geschlecht fühlt. „Wenn sie dazu tendiert, ein Junge zu sein und sich in der Keimzelle tatsächlich genügend Testosteron entwickelt, könnte sie vielleicht sogar Kinder zeugen.“ Jeden Monat tastet Mutter Andrea Inges Gonade auf Knoten ab, die eigens dafür unter die Bauchdecke verlegt wurde. Ein Mal im Jahr gehen sie zur Untersuchung in die Uniklinik. ▶

*Name von der Redaktion geändert

► Andrea Dahlheimer blättert in Ärzte-Unterlagen und Zeitungsartikeln, die akribisch nach Datum abgeheftet sind. Auf einem Umschlag steht groß „Intersexualität – ein Tabu“. „Was heißt Tabu?“, fragt Inge, die ihren Lego-Drachen auf dem Wohnzimmertisch abgestellt hat, um auf Merle zu warten, eine Freundin von Inge. Merle ist schon zehn und bleibt heute über Nacht. „Ein Tabu ist, wenn niemand über eine Sache sprechen will“, erklärt Mutter Andrea. Inge scheint mit der Antwort zufrieden.

Als Inge ein halbes Jahr alt war, rieten Ärzte, auf Grund der Gonade, die Testosteron bildet, sie zu einem Jungen umoperieren zu lassen. Wenn die Eltern aber lieber ein Mädchen hätten, könne Inge auch dazu gemacht werden. „Un-glaublich, wir hätten es uns aussuchen können.“ Andrea Dahlheimer schüttelt den Kopf. Ein Kind mit zwei Geschlechtern werde immer noch als anormal empfunden. „Immer noch sehen viele Ärzte die Eltern als Opfer, nicht die Kinder. Chirurgen sind Handwerker, möchten dazu beitragen, dass alles schnell in geordneten Bahnen verläuft.“ Erst ganz allmählich fände ein Umdenken statt.

Damals recherchierten Andrea und ihr Mann Nico viel im Internet, traten einer Selbsthilfegruppe bei. Dort haben sie mitbekommen, was passiert, wenn zu schnell gehandelt, zu schnell operiert wird. Kinder wachsen möglicherweise im falschen Körper auf und wissen nicht, was mit ihnen los ist. Eltern und Ärzte haben ihnen verschwiegen, was bei einem „kleinen Eingriff“ entfernt wurde. Als Erwachsene hassen sie ihren Körper, bekommen Depressionen, nicht wenige nehmen sich das Leben, vollgepumpt mit Hormonen. Die Nebenwirkungen sind enorm, von Leistungsabfall und Gewichtszunahme, das sogenannte Kastratenfett, über einen explodierenden Cholesterinspiegel bis hin zu Osteoporose. Zurück bleibt der Vorwurf: „Warum hat mir niemand etwas gesagt?“ Zuletzt sorgte eine Intersexuelle für Schlagzeilen, weil sie ihren Chirurgen verklagte. Der hatte dem damals 18-jährigen Thomas, ohne ihn aufzuklären, die Gebärmutter entfernt. Erst 30 Jahre später kam heraus, warum sich Thomas immer im falschen Körper gefangen fühlte. Er ließ sich

ein zweites Mal operieren und lebt heute als Frau – ohne Gebärmutter.

Mutter Andrea trifft Entscheidungen sehr bewusst, „weil jede zu 50 Prozent falsch ist.“ Ihr Kind ließen Andrea und Nico als „Sie“ in die Geburtsurkunde eintragen. Sie mussten sich schnell entscheiden, das Kind brauchte einen Namen, das Standesamt machte Druck. Als Mädchen würde Inge vielleicht weniger gehänselt, glaubten sie. Den Namen könne man schließlich später noch ändern, wenn er nicht passe.

Inges drei Jahre älterer Bruder Dirk ist biologisch ein richtiger Junge. Beim ersten Trainingstag der Fußball-Bambini-Gruppe bekam er einen Ball auf den Kopf. „Danach war's vorbei mit dem Fußball“, sagt die Mutter lachend. Kurz darauf gab es im Kindergarten einen Tanzworkshop, der Dirk Spaß gemacht. Seit fünf Jahren geht er inzwischen zur Tanzschule. Anfangs ins Ballett, mittlerweile zum Street-Dance. Inge wollte auch ins Ballett, nach einem halben Jahr wurde es ihr langweilig. Inge hasst Kleider. Und Mädchen, die rosa tragen, findet sie „ödeblöde“. Aber ob das ein Zeichen dafür ist, dass Inge sich als Junge fühlt? „Ich wollte als Kind auch nie Kleider tragen“, sagt die Mutter. Ihre langen Haare will Inge jedenfalls nicht abschneiden lassen.

Es klingelt. Merle ist da, die Kinder ziehen sich ins Spielzimmer zurück, lassen die Ninjas gegeneinander kämpfen. Merle spielt selten mit Lego, nur wenn sie bei Inge und Dirk zu Besuch ist. Sie mag Puppen. Ihre trägt ein rosa Kleidchen und heißt Inge, weil Merle sie geschenkt bekommen hat, als Inge gerade auf die Welt kam. Merles Cousin hat die gleiche Puppe, aber mit Hose und blauem Jäckchen. Seine Puppe heißt auch Inge. Für die Kinder ist Inges Besonderheit selbstverständlich. Nur wenn ein Kind neu in der Klasse ist, dann muss die Lehrerin schon mal aushelfen, dem Kind versichern, dass Inge keine Märchen erzählt. Damit geben sich die Kinder dann zufrieden, sagt die Mutter.

Manchmal beschleicht Andrea Dahlheimer die Angst, dass auch Inge den Eltern irgendwann Vorwürfe machen könnte. Sie fragen könnte, „warum habt ihr es mir gesagt, ich hätte es lieber nie gewusst“. In der Pubertät wird es Inge schwerer haben als andere Kinder. Noch ist sie sieben. Bald werden die Jungen in der Klasse anfangen, Mädchen „doof“ zu finden. Und die Mädchen werden über die Jungen tuscheln. Wozu gehört Inge dann? Und was ist, wenn sie sich das erste Mal verliebt? Die Eltern hoffen, Inge so viel Selbstwertgefühl mitgeben zu können, dass sie es übersteht.

Vielleicht hat Inge sich bis dahin schon entschieden, dann kann sie operiert werden. „Noch haben wir Zeit“, sagt die Mutter. Und Zeit ist wertvoll. Intersexuelle, die äußerlich wie Mädchen aussehen, merken oft erst wenn der Stimmbruch einsetzt und ihnen ein Bart wächst, dass etwas nicht stimmt. Oder eben wenn bisher „normale“ Jungen durch den Penis menstruieren. Dann verschreiben Ärzte pubertätshemmende Mittel, um Zeit zu gewinnen. Diese Wahl hat Inge auch, falls sie länger braucht, sich zu entscheiden. Oder aber sie bleibt einfach, wie sie ist. ■

„WIR HÄTTEN ES UNS
AUSSUCHEN KÖNNEN...

X... ..X?...Y?

...WIR HABEN UNS
ENTSCHIEDEN NICHT
ZU OPERIEREN“



Verdächtiges wird sofort unter die Lupe genommen: Der Gymnasiast ist stolz auf sein modernes Equipment und seinen guten Ruf in der Nachwuchs-Branche. Nach den Regeln seines „Underground“-Clubs darf er sich Super Geheimagent nennen

Zwölf Jahre alt ist der Sherlock Holmes aus Buchholz in der Nordheide. Der Juniordetektiv

EMILS

hat sich auf Umweltdelikte spezialisiert. Die Reporterin, die ihn in der Detektei „Einauge“ besuchte,

ERBEN

durfte ihm einen Tag lang bei seinen Ermittlungen assistieren

Text: Stefanie Maeck, Fotos: Andreas Graf

Der Trend geht eindeutig zu Multifunktions-Instrumenten: Philipp Kalweit lässt die Lupe aus dem Gehäuse springen. Wie bei einem Schweizer Taschenmesser verbergen sich in dem Mehrzweckgerät ein Lineal, eine Pinzette, ein Spiegel und das Morsealphabet. Philipp ist Privatermittler. Ich habe ihn im Internet-Detectivforum „Underground“ entdeckt, und er war sofort bereit, mir einen Einblick in seine Branche zu gewähren. Seine Detektei arbeite sehr professionell und genieße einen Eins-A-Ruf in der Branche, schrieb er. Kurz darauf klingelte mein Telefon und Philipp stellte einen besonders schwierigen Fall in Aussicht: drei illegale Sprühaktionen im Gebiet Buchholz. Die Reporterin könne ihn gern begleiten.

Philipp Kalweit ist zwölf Jahre alt. Er lebt in Buchholz in der Nordheide und besucht dort das Gymnasium. Seine dunklen Haare trägt er ordentlich gescheitelt. Er ist zierlich, spricht mit hoher, dünner Stimme und hat die dunklen Mandelaugen seiner Mutter, die von den Philippinen stammt. Telefonisch haben wir unsere Garderobe für unser Treffen abgestimmt. Philipp trägt ein kariertes Kurzarmhemd und Jeans, dazu einen farblich dezenten Blouson. Auch ich habe modische Knallfarben vermieden. Zum Beschatten braucht es „saisonal unverdächtige Kleidung“. So lehren es die Standardwerke für Juniorermittler „Dem Täter auf der Spur“ oder „Der Meisterdetektiv“.

Bevor es losgeht, versucht Philipp, in mir ein Gefühl für seine Arbeit zu wecken: In der Metalldose mit dem Etikett „DNA und Phantombilder“ lagert sein Equipment für die „Spusi“ (für Nicht-Krimifans: Spurensicherung). Philipp holt ein merkwürdiges Utensil hervor, legt es wie ein Geschirr um seine Hand und zeigt, wie sich jeder Finger über einen dünnen Plastikschauch einzeln beleuchten lässt. Diese Lichtquelle nutzt ein Detektiv, wenn er im Dunklen ermitteln muss. Ich bekomme eine komprimierte Einführung ins Periskopieren (um die Ecke spionieren) und in das neue GPS-Gerät von SpyTec (eine Art Alarmanlage zum Orten von Eindringlingen), das Philipp gerne an einer Topfpflanze im Wohnzimmer anbringt und scharf macht.

Nach eigenen Angaben agiert Philipp deutschlandweit. Seine Partner heißen Niklas Grunow, 14, aus Salzgitter (Niedersachsenbüro) und Egon Müller, 12, vom Weingut Scharzhof in Wiltingen (Rheinland-Pfalz-Büro). Er hat sie im Netz kennen gelernt beim „Underground“-Club. Philipp, Niklas und Egon konferieren täglich am Telefon. Ihr Repertoire reicht vom Auffinden „entlaufener Menschen“ und „entlaufener Haustiere“ bis zur Fahndung nach „verdächtigen Menschen“, Hilfe bei „Entführungen“ oder Recherchen bei „unerlaubten Nebenbeschäftigungen in einem Betrieb“. Ich darf Philipp bei der Aufklärung von Aktenzeichen „xxrts2111“ assistieren, ein Umweltdelikt. Für einen Tag bin ich der Watson neben einem hochprofessionellen Nachwuchs-Sherlock Holmes. Unser erster Tatort zum heutigen Fall „Sprayer“ ist eine stink-

normale Mülltonne in der Prenzlauerstraße. Das Delikt: Ein unbekannter Täter hat in Grün ein mysteriöses „181“ auf die Tonne gesprüht.

14.20 Uhr: Wir erreichen unseren ersten Tatort. Die Sonne brennt. „26 Grad“, „keine Zeugen“ notiert Philipp seelenruhig ins Tatort-Protokoll. Mit einem silbernen Messerchen schabt er Graffitifarbe ins Röhrchen, hält das Röhrchen gegen das Licht, während ich schon das Etikett beschrifte. Ordnung ist das halbe Detektivleben, Schlamperei rächt sich, wenn später die Proben verwechselt werden. Eine Tatortsicherung mit gelb-schwarzem Absperrband haben wir uns gespart, schließlich ist das hier kein Fernseh-Krimi. Ein Buchholzer Dackelbesitzer guckt mehrfach über seine Schulter. Wir kommen ihm verdächtig vor. Wir nehmen Tatort-Fotos mit dem Samsung-Handy. Wir lassen den UV-Stift über die Probe gleiten, wäre Blut dran, würde es jetzt leuchten. Keine Blutspuren, signalisiert das Gerät. Wir schließen erleichtert ein Gewaltverbrechen aus.

14.25 Uhr: Erste Folgerung: Dass Tatort eins und Tatort zwei zusammenhängen, wäre möglich. Indiz laut Philipp: räumliche Nähe.

Nach zwei Minuten Fußmarsch erreichen wir Tatort Numero zwei, eine Streusalztonne mit schrägem, orange-farbenem Dach direkt an der Wohlauf-Brücke am Bahnhof Buchholz. Ein unbekannter Täter hat ein mysteriöses blaues Graffitiherz hinterlassen, darunter klebt ein Aufkleber der FDP. Vermutlich besteht kein kausaler Zusammenhang zwischen beiden Phänomenen.

14.30 Uhr: Es gibt zwei Techniken beim Probennehmen, einmal die Schabetechnik, dann der Tesafilmabrieb. Ich schubbe mit dem Tesafilm über das gesprayte Herz, Philipp nickt zufrieden, genug

blaue Farbe landet auf dem Tesa. Uns fällt ein „Fuck HSV“ auf, das durch das Herz geschrieben ist. Philipp entdeckt zudem auffällige Pünktchen und greift zur Lupe: „Das will ich wissen“ sagt er und wählt die fünffache Vergrößerung. Er umrundet das Graffiti mit Kreide. Mit dem Maßband notieren wir die exakte Position: Länge, Breite und Höhe, Passanten schauen irritiert, darum können wir uns aber nicht scheren.

14.40 Uhr: Auf dem Weg zu Tatort drei plaudert Philipp aus dem Nähkästchen. Detektivtraining lasse sich gut an der Eisdiele praktizieren, zum Beispiel Gesichter einprägen: Rund, oval oder herzförmig – das Gesicht eines Menschen sei der Schlüssel zur Identität. Philipp führt auch eine Phantombildkartei, sogar mit aufgeklebtem Haar. Ich staune. Er winkt ab, das ist Retro, der Trend gehe eindeutig zum „paperless office“.

Es ist heiß, Philipp läuft mit flinken Schritten vor mir, 1,37 Meter ist er groß, geboren am 4.08.2000. So steht es in seinem Detektivausweis. Ein Detektiv muss topfit sein, fleißig und logisch kombinieren. Zu unserer Rechten liegt ein Feld. „Da kann man doch gut spielen?“ sage ich schnaufend und hoffe, dass der Ermittler seinen Schritt drosseln wird. „Nein, alles verseucht“, informiert der Umweltdetektiv kurz mit federnden Schritten und rast weiter.

15.10 Uhr: Philipp warnt, dass wir an Tatort Numero drei, der Wiesenschule, seiner Grundschullehrerin begegnen könnten. Ihr Auto ▶



Die Proben sichtet Philipp unter dem Mikroskop der Marke Biolux mit 1400-facher Vergrößerung. Wichtig ist die Ordnung bei der Beschriftung. Schlamperei würde auf eine falsche Fährte führen



Das Nachtsichtgerät mit pinker Beleuchtung an den Fingern eignet sich auch, um zur Schlafenszeit schnell noch etwas nachzulesen



Die Farbprobe an der Streusalztonne am Bahnhof Buchholz wird mit Hilfe der Schabetechnik gewonnen. Der Abrieb bleibt am Tesa hängen

► hat er auf dem Parkplatz gesichtet. „Wenn dich Leute fragen, was du machst, nichts sagen“, rät er. „Im Zweifel Hallo und weiter.“ Aus diesem Grund arbeite er lieber später am Nachmittag, wenn die Leute zu Hause rumhängen. Wir haben Glück, während Farbprobe drei vom letzten Graffiti an der Wiesenschule ins Röhrchen rutscht, kommt niemand vorbei. Ich ruhe mich heimlich unter einem Baum aus. Auf dem Rückweg erzählt Philipp von den Schattenseiten der Branche: Besonders „bitter“ sei es, wenn man einen Fall ermittle und der Täter in der eigenen Familie sei. Zuletzt haben er und seine Partner Kollegen aus der Schulklasse von Niklas in Wiltingen überführt. Die Beweisnahme erfolgte direkt mit Bonbonpapier, von dem sie Fingerabdrücke nahmen. Das Delikt: wieder mal Sprayer am Werk. Und niemand ahnt, wer sie verpiffen hat.

15.15 Uhr: Zurück in der Zentrale. Philipp hat das Mikroskop Bressner Biolux mit 1400-facher Vergrößerung aufgebaut und an den Bildschirm angeschlossen. Der silberne Computer steht auf einem wackeligen Wohnzimmertisch mit Goldbeinen. Philipp zieht Probe eins mit einer Pipette auf und träufelt die Pampe auf ein Trägerblättchen. Er trägt eine weiße Plastiksichtschutzbrille und sieht aus wie eine Mischung aus Batman und Chemiker.

15.40 Uhr: Erste Ergebnisse liegen vor. Farbprobe zwei und drei kommen überraschenderwei-

War da was? Das Periskop ist nützlich, um die Umgebung der Detektei „Einauge“ im Blick zu behalten. Zum Beispiel könnten „unbekannte Einzelmittler“ unterwegs sein, die den Jung-Detektiv bei der Arbeit stören würden

se vom gleichen Hersteller, das hat Philipp an der Wucht ausgemacht, mit der die Farbe aus der Öffnung geschossen sein muss und „eindeutige Verklumpungen“ gebildet habe. Doch wer war der Täter? Philipp stellt sich zu vollen ein Meter neununddreißig auf und hebt zu einer Berechnung an: In neunzig Zentimeter Höhe war das illegale Sprühwerk aufgebracht, wenn der Täter den Arm „so gewinkelt hatte“ – Philipp fuchtelt mit dem Zentimeterband – und man einen „Toleranzwert“ abziehe, müsse er circa einssechzig groß sein, daraus ergäbe sich ein ungefähres Alter von 14 Jahren, kombiniert er, Rechtshänder müsse er sein. „Der Wind kommt ja meist von West“, murmelt Philipp nun komplett in sich versunken. Ich verstehe nur noch Bahnhof. Durch die Nähe zur Schule käme ein Täterkreis in Frage, analysiert Philipp im kombinatorischen Höhenflug, der entweder das „AEG“ (Albert-Einstein-Gymnasium), das „GAK“ (das Gymnasium „Am Kattenberg“) oder die „IGS“ (Integrierte Gesamtschule) besucht. Philipp sackt plötzlich in sich zusammen, schaut müde aus, er sammelt die Reste vom Fall zusammen und klebt energisch, fast angewidert die Asservatentüte „Sprayer“ zu. Eigentlich müssten wir jetzt mehrere hundert Verdächtige verhören.

Philipps Mutter reicht ein Wassereis, das dritte heute Nachmittag. Sie findet die Passion ihres Sohnes ein wenig verrückt, aber sie lässt ihn gewähren. Ihr Partner lebt in Hannover. Sie erzieht Philipp allein. Manchmal darf er mit ihrer Kreditkarte bei E-Bay Equipment einkaufen. Er handelt dann den Preis runter und schreibt E-Mails in ihrem Namen. Sie bewundert, wie geschäftstüchtig und vernünftig er ist. In der Schule sind die naturwissenschaftlichen Fächer seine Favoriten. Von seiner Detektivarbeit ahnt dort allerdings niemand etwas. Das sei besser so, sagt er.

Die Stimmung des Ermittlers klart wieder auf. „Vielleicht ist die Lieblingsfarbe des Täters ja blau?“, überlegt er. Neuer kombinatorischer Elan erwacht. Und dann erhellt sich sein Blick vollends. Er könnte ja den Lügendetektor einsetzen. Der reagiert auf Angstschweiß beim Verhören und lagert unbenutzt in seinem Detektivkasten. „Morgen weiß ich mehr“, raunt Philipp.

Als ich meinem Detektivmeister zum Abschied die Hand reiche, bin ich froh, dass ich kein Sprayer in Buchholz bin. ■



GESCHICHTEN ZUM GROSSWERDEN

Wie der Struwwelpeter mag man nun wirklich nicht aussehen, dafür so schlau sein wie Emil und die Detektive. Nie ein grauer Mann werden, der die Zeit stiehlt. Besser: Sich eine Scheibe von Pippis Selbstbewusstsein abschneiden. Zwischen Buchseiten liegen Abenteuer, lustige Geschichten und manchmal Weisheiten fürs Leben – eine Auswahl der Kinderliteratur aus vergangenen Jahrzehnten

1845



DER STRUWWELPETER, HEINRICH HOFFMANN
„Pfui! Ruft da ein jeder: Garst'ger Struwwelpeter!“

1876



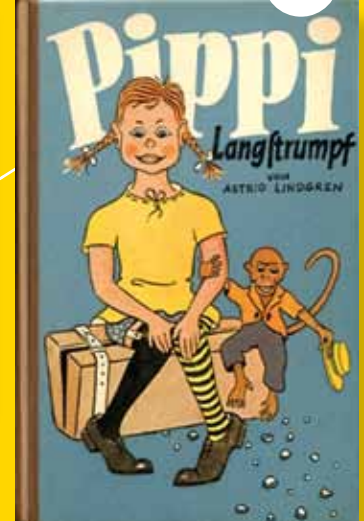
DIE ABENTEUER
DES TOM SAWYER,
MARK TWAIN
Spitzbuben-
Geschichten vom
Ufer des Mississippi

1929



EMIL UND DIE DETEKTIVE,
ERICH KÄSTNER
Erste Reise ohne Eltern –
aufregend!

1949



PIPPI LANGSTRUMPF, ASTRID LINDGREN
Astrid Lindgren hat das freche Mädchen am
Krankenbett ihrer Tochter erfunden

1953



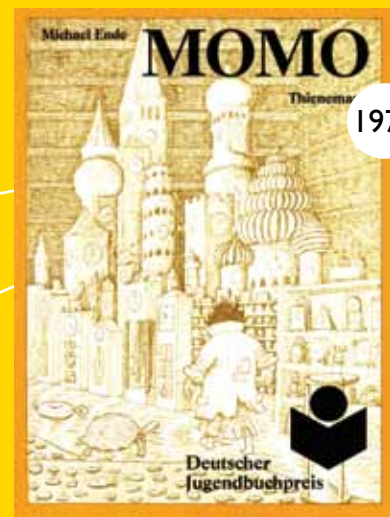
FÜNF FREUNDE ERFORSCHEN
DIE SCHATZINSEL, ENID BLYTON
Der erste Band begründet die
Klassikerreihe, die britische Autorin
hat 21 weitere geschrieben

1962



RÄUBER HOTZENPLOTZ,
OTFRIED PREÜSSLER
Hotzenplotz ist der deut-
sche Name einer Stadt in
Mährisch-Schlesien. Seit
seiner Kindheit war Preußler
von diesem Wort begeistert

1973



MOMO,
MICHAEL
ENDE
Untertitel:
Die seltsame
Geschichte
von den
Zeit-Dieben
und von dem
Kind, das den
Menschen
die gestohlene
Zeit zurück-
brachte

1989



RENNSCHWEIN
RUDI RÜSSEL,
UWE TIMM
Ein Hausschwein?
Wie gewöhnlich.
Um die Allitera-
tion perfekt zu
machen, musste
Rudi Rüssel ein
Rennschwein sein



HARRY POTTER
UND DER STEIN DER
WEISEN, JOANNE K.
ROWLING
Die sieben Fantasy-
Schmöker über den
Zauberlehrling brechen
alle Rekorde: 31 Milli-
onen Bücher der deut-
schen Ausgaben wurden
bis 2011 verkauft

1998

2002



DIE WILDEN FUSSBALLKERLE, JOACHIM MASANNEK
Der Slogan der Wilden Kerle gilt nicht nur für kleine
Fußballer: „Alles ist gut – solange du wild bist!“

Im Schatten Zions

AUF DEN HÜGELN DES WESTJORDANLANDES
ERRICHTEN ISRAELISCHE KINDER UND JUGENDLICHE
IHRE EIGENEN SIEDLUNGEN.
UND SCHICKT DIE REGIERUNG BULLDOZER,
STEHEN DIE HÜTTEN AM NÄCHSTEN TAG WIEDER DA.
EIN BESUCH BEI DER „HILLTOP YOUTH“ –
EINER GENERATION, DIE NICHTS ANDERES KENNT
ALS DEN STÄNDIGEN KAMPF UMS LAND

Text: Dennis Yücel, Fotos: Thomas Keydel





Der 15-jährige Elias blickt von seinem Posten auf ein palästinensisches Dorf. Im Tal verläuft die Lebensader des Westjordanlands: Der Highway 60

„Wir sind so etwas wie Soldaten. Nur dass wir nicht von der Regierung geschickt werden, sondern von Gott“

MOSHE, 17

Seit die Bulldozer das letzte Mal kamen, ist nicht mehr viel übrig von dem, was die Jugendlichen einen Außenposten des Staates Israel nennen. Ramat Migron, eine kleine Bergsiedlung in der Geröllwüste des Westjordanlands, ist nur noch ein Haufen Schutt.

Dov, 18 Jahre alt, lebt seit zwei Jahren hier oben. In zerfledderten Springerstiefeln und einem weißen Umhang über den Schultern stakst er unruhig über die Reste der Siedlung: versprengte Steine, die einmal die Mauern ihrer Häuser waren, geborstene Bleche, die bis vor kurzem ein Dach bildeten. Ein Schlaflager zwischen verdorrten Heidegräsern, voll mit Müll. Thunfischdosen, verdreckte Wolldecken, Kabel, Kanister, verrostete Sprungfedern. Dazwischen laufen ein paar Hühner.

Früher war an dieser Stelle einmal ein Olivenhain, der einem Palästinenser gehörte. Vor ein paar Jahren kamen die Jugendlichen, haben ihn gerodet und ihre Häuser darauf gebaut. Ramat Migron nannten sie den Ort und erklärten ihn zu jüdischem Siedlungsgebiet. Zwölf Jungs leben seitdem hier, die meisten im Alter von 13 bis 16 Jahren, der älteste 20. Die Mädchen hausen etwas weiter oben, in einem Sperrholzverschalung mit Stoffdach.

Weil die Siedlung ohne Genehmigung der israelischen Regierung errichtet wurde, rückt alle paar Monate das Militär an und reißt alles nieder. 14 Mal waren sie schon da. Das letzte Mal vor wenigen Wochen. Sie feierten gerade eine Hochzeit, ein Junge von unten und ein Mädchen von oben, da kamen die Soldaten und legten alles in Schutt. Wie jedes Mal, bauen die Jugendlichen auch jetzt alles wieder auf, um, wie sie sagen, das Westjordanland unter jüdischer Kontrolle zu halten.

„Wir werden nicht ruhen, bis nicht jedes Tal und jeder Berg hier von Juden besiedelt ist“, sagt Dov. Er trägt die Tefillin, Riemen aus schwarzem Leder, an denen Kapseln mit handgeschriebenen Tora-Schriftrollen angebracht sind. Eines der viereckigen Behältnisse trägt er auf der Stirn, das andere auf seinem Bizeps, derart fest geschnürt, dass sie seine Haut einschneiden. Nervös zupft er an den Riemen, die sich bis herunter um seine Hand schlingen, während er in hektischem Lispeln auf Englisch radebricht. Mit seiner Brille wirkt Dov, Sohn amerikanischer Einwanderer, wie ein ultrareligiöser Nerd. „Es steht im Tanach geschrieben, dass dies unser Land ist“, lispelt er. „Wir müssen es von den Arabern befreien.“

An diesem Tag beginnt die 15. Wiederauferstehung von Ramat Migron. Moshe, 20 Jahre alt und so etwas wie der Chef, hebt mit einem Brecheisen die großen Brocken aus dem Schuttberg. Ein Haufen Jungs mit Schläfenlocken und Kippa rollen die Steine zur neuen Baustelle. Ein

13-Jähriger, noch ein Kind, frech und mit Kulleraugen und sein dicklicher, etwas unbeholfener Freund. Manchmal kommt noch ein stiller Junge mit Zahnsperre und verschämtem Gesicht hinzu. Stundenlang schuften sie fast wortlos. Nur ab und zu scheren die Jungs aus, raufen, bewerfen sich zum Spaß mit Steinen. Dann schreitet Moshe ein, und mahnt seine Schützlinge sanft aber bestimmt zur Ordnung, als wäre er Leiter einer Pfadfindergruppe.

„Arbeiten, Toralesen, Beten, Schlafen“, sagt Moshe. „So sieht unser Leben hier aus. Wir sind so etwas wie Soldaten. Nur, dass wir nicht von der Regierung geschickt werden, sondern von Gott.“

Manche hier oben gehen tagsüber normal zur Schule, andere beschränken sich wie Dov auf das religiöse Studium. Einige sind von zuhause abgehauen, manche erzählen hingegen, sie seien der größte Stolz ihrer Eltern, die sie mit Nahrungsmitteln und Baumaterial unterstützen.

Über die Jugendlichen, die im Westjordanland ihre eigenen Siedlungen gründen, wird in Israel viel diskutiert. Man nennt sie die „Hilltop Youth“ – Bergkuppen Jugend. Während sich ein großer Teil der israelischen Jugend längst entnervt vom Kampf um das Land abgewandt hat und stattdessen nach Sozialreformen schreit, suchen sie ihr Heil in religiösem Fundamentalismus. Viele bekennen sich dabei



Ein Steinwurf zum Üben: Viele Jugendliche brüsten sich mit Gewalt gegen Palästinenser

offen zur Gewalt gegenüber Palästinensern.

„Auch in Ramat Migron tun wir, was wir tun müssen“, wie es Moshe ausdrückt. „Ein paar unserer Jungs sitzen gerade im Gefängnis oder haben Hausarrest“, sagt Dov. „Einer wurde nachts erwischt, wie er sich mit einem Benzinkanister und einer Sprühflasche in eine arabische Siedlung schleichen wollte.“ Dann schaut er zu Boden und grinst. „Mehr kann ich nicht sagen.“

Die Hilltop Youth rekrutiert sich aus Kindern und Jugendlichen, die in den illegalen Siedlungen des Westjordanlands in einem Zweifrontenkampf aufgewachsen sind. Ihre Gegner sind die Palästinenser und die eigene Regierung, deren Vorgehen sie nicht verstehen. Einerseits werden sie mit aggressiver Siedlungsrhetorik scharfgemacht, andererseits werden ihre Häuser mit Bulldozern zerstört.

Die Kinder werden in abgeschotteten, tief religiösen Gemeinschaften groß, wo sie von der Außenwelt kaum etwas mitbekommen. Täglich werden sie mit kugelsicheren Schulbussen in religiöse Ganztagschulen gekarrt. Am Sabbat, dem heiligen Ruhetag der Juden, wird der Strom abgestellt und der Dorfausgang verriegelt.



14 Mal wurde Ramat Migron schon vom israelischen Militär abgerissen – jedes Mal bauen die Jugendlichen ihre Siedlung wieder auf (Oben, Mitte). Unten: Nächtliches Gebet bei einer Bar Mitzwa im Trailerpark Migron



Von Palästinensern, die in eigenen Siedlungen leben, eine separate Buslinie und andersfarbige Nummernschilder haben, bekommen sie nur etwas mit, wenn es zu einem Anschlag kommt. Am Ende finden sich viele nirgendwo zurecht, als in der Gesetzlosigkeit der Wüste, wo sie der Schimäre eines immerwährenden Kampfes ums Land nachjagen.

In Migron, der Hauptsiedlung des Berges, leben mehr als 200 Kinder. Ein paar hundert Meter von der Siedlung der Jugendlichen entfernt, hausen 48 Großfamilien auf einem Hügelplateau, die meisten von ihnen in „Mobile Homes“, einer Mischung aus Billighaus und Caravan. Es ist eine Trailerparksiedlung, mitten im Niemandsland.

Alles in Migron ist auf Kinder ausgerichtet. Es gibt zwei Kindergärten, eine Krabbelgruppe und Spielräume für jede Altersklasse. Sogar eine Reitschule. Mittelpunkt der Siedlung ist ein großer Spielplatz, so gut ausgestattet, dass Kinder in vielen deutschen Kleinstädten wohl nur davon träumen können. Die Menschen in Migron distanzieren sich offiziell von den Gewalttaten der Jugendlichen.

Es ist später Nachmittag, die Sonne steht tief. Bevor nachts der Wüstenwind bläst und die Temperaturen fallen, herrscht noch zwei Stunden goldener Mittelmeerabend. Es ist die Zeit der Kinder. Man sieht sie spielen und lachen, überall. Sie fahren in Trettraktoren umher, mit Rollern und BMX-Rädern, spielen Basketball, turnen auf Olivenbäumen. Ein Junge prescht, gezogen von seinem Hund, auf einem Bobbycar einen Hügel herunter. Als Helm trägt er einen luftleeren, eingestülpten Basketball. Auf den ersten Blick ist Migron ein Kinderparadies.

Aber die Kinder sind hier niemals nur Kinder. Für ihre Eltern sind sie vor allem die Zukunft des Westjordanlands. Sogar die einzige Singlefrau der Siedlung hat durch künstliche Befruchtung drei Kinder geboren. „Es ist die Pflicht des jüdischen Volkes, sich fortzupflanzen“, sagt sie. Migron ist ein Paradies für Siedlernachschub.

Außenposten wie Migron entstehen meist als Vergeltung für palästinensische Terroranschläge. ▶





Abendstimmung im Olivenhain:
Die meisten Bäume des palästinensischen Besitzers haben die Jugendlichen niedergebrannt

Spielplätze gehören zu jeder illegalen Siedlung (oben).
Mitte: Ein typisches „Mobile Home“ in Migron.
Unten: Siedler protestieren mit ihren Kindern gegen den geplanten Abriss ihrer Siedlung

- In radikalen Siedlerkreisen besetzen Hinterbliebene für jeden ermordeten Juden ein Stück Land jenseits der offiziellen Staatsgrenze. So war es bei der Siedlung Maoz Esther, die für die 2005 umgebrachte Esther Galia erbaut wurde. Bei Shvut Rachel, das 1991 von Studenten für die in einem Bombenanschlag getötete Rachela Druk gegründet wurde. Oder bei Givat Ulpana: „Wohnungen für 1000 jüdische Kinder!“, soll Joel Zur 1996 auf der Beerdigung seiner Frau und seines Sohnes unter Tränen in den Himmel geschworen haben.

Man könnte die Siedler dafür bewundern, auf Mord nicht mit Mord, sondern mit neuem Leben zu antworten. Aber den Kindern des Westjordanlands wird auf diese Weise ihr Selbstzweck geraubt: Die Kinder werden aus Rache gezeugt. Von Geburt an sind sie kleine Rädchen in einem riesigen Konflikt, der immer wieder mit ungeheurer Wucht in ihre Leben tritt.

Der Abriss der Siedlung Migron wurde im März 2012 beschlossen. Der oberste Gerichtshof hat damals ein Urteil bestätigt, wonach der Boden, auf dem Migron errichtet wurde, palästinensischer Privatgrund ist. Im vergangenen Jahr gab es bereits einen Warnschuss.

Tammy Gutman, 33, Mutter von fünf Kindern und hochschwanger mit dem Sechsten, steht auf dem Platz, auf dem bis vor kurzem ihr Haus stand. Sie bewohnte eines der wenigen feststehenden Häuser von Migron. Heute ist davon nur noch das Betonfundament zu sehen.

Gutman ist Lehrerin an einer Behindertenschule in Jerusalem. 2005 hat sie mit ihrem Mann beschlossen, ins Westjordanland zu ziehen. „Wir wollten etwas für Israel tun“, sagt sie. „Nach dem Gaza-Abzug mussten wir verhindern, dass auch dieser Teil unseres Landes fällt.“ Dann klirrten in einer Septembernacht Scheiben.

„Soldaten haben die Fenster eingeschlagen. Ich lag mit meinem Mann im Bett“, erzählt Gutman. „Plötzlich standen sie im Schlafzimmer und haben uns angeschrien, wir mussten sofort unser Haus verlassen.“

Gutman weckte die Kinder, der älteste sieben, die Jüngste zwei, und rannte mit ihnen nach draußen. Der Vater wehrte sich. Die Kinder



„Immer wenn ich ins Zweifeln komme, denke ich an den Wilden Westen. Dort mussten die Menschen auch gegen die Indianer kämpfen“

EINE MUTTER

mussten mit ansehen, wie er schließlich im Schlafanzug aus dem Haus gezerrt wird. „Es war ein ganz normaler Schultag, die Kinder haben ihre Hausaufgaben gemacht, zu Abend gegessen und sind ins Bett gegangen“, sagt sie. „Und plötzlich, ohne Vorwarnung, wurde mitten in der Nacht ihr Haus abgerissen. Wie sollen sie das jemals verarbeiten?“

Auf YouTube hat jemand ein Video von der Nacht hochgeladen. Soldaten in schwarzen Uniformen bilden mit ihren Schildern einen Wall um das Haus. Männer schreien, Frauen weinen. Auf Kommando werfen sich Wellen von Siedlern immer wieder erfolglos in die Wand aus Plexiglas. Dahinter laufen Männer einer arabischen Privatfirma in Tammy Gutmans Haus und werfen Hab und Gut der Familie durch Tür und Fenster. Ein Bagger rammt seine Schaufel in die dünnen Wände, nach zwei Minuten ist nichts mehr übrig als ein kümmerlicher Haufen Beton.

„Bis heute sind meine Kinder traumatisiert“, erzählt Gutman. „Sie verstehen es nicht. Und ich verstehe es auch nicht. Wir wollen doch etwas für unser Land tun. Und die Regierung behandelt uns schlechter als die Araber.“

Einen Moment lang zögert sie. „Wenn ich gewusst hätte, wie schwer es für die Kinder wird“, sagt sie, „hätten wir vielleicht besser nicht kommen sollen.“

Givat Ulpana, drei Tage zuvor. Etwa 120 Kinder werden mit Bussen in den Außenposten gekarrt. Sie wurden von ihren Eltern geschickt, um zwei Tage durch die Wüste zu laufen. Von Givat Ulpana sollen sie nach Migron marschieren, am nächsten Tag von dort aus weiter nach Jerusalem. Am dritten Tag sollen sie vor der Knesset kampieren. Es soll eine Großdemonstration gegen den Abriss von Migron und Givat Ulpana werden.

„Zieht eure Hüte auf“, rufen die Erwachsenen. Es sind etwa 50, die den Marsch begleiten. „Vergesst nicht zu trinken!“ Alles ist professionell organisiert. Von den Erwachsenen werden Kaugummis verteilt, dann Israel-Flaggen sowie Transparente, Kappen und T-Shirts.

Die Demonstration richtet sich vor allem gegen israelische Organisationen wie „PeaceNow!“ oder „Yesh Din“, auf die viele der Abrisse zurückgehen. Deren Aktivisten versuchen, die ursprünglichen arabischen Besitzer des Siedlungslands ausfindig zu machen und für diese dann das Landrecht einzuklagen. Weil die Landurkunden oft noch aus Zeiten der jordanischen Besatzung oder sogar des Osmanischen Reiches stammen, sind es meist die Ur-Enkel oder entfernte Verwandte der alten Besitzer. Das erschwert es zusätzlich, den jüdischen Siedlern zu vermitteln, warum sie ihre Siedlungen aufgeben sollen.

„Ich demonstriere, weil ich Angst habe, dass sie auch unser Haus irgendwann einreißen“, sagt Janev Ratzon, ein 14-Jähriger Schüler, den sie ebenfalls mit dem Bus aus einer Siedlung hergebracht haben. „Und irgendwann wird dann ganz Judäa fallen.“

Er sei das Demonstrieren gewöhnt, sagt Janev. „Das erste Mal war ich acht Jahre alt. Da habe ich gegen den Abzug aus dem Gazastreifen protestiert.“

Der Demonstrationszug setzt sich in Bewegung. Ein Mann mit Megafon heizt die Stimmung an, die Kinder antworten in brüllendem Chor: „Israel, die Nation die niemals untergeht, fürchtet keinen langen Weg!“

Stundenlang geht es auf Serpentinstraßen über karge Hänge. Die Wege sind steil, die Sonne brennt erbarmungslos. Vorne laufen die Mädchen, die singen wie auf Klassenfahrt, dahinter die Jungs, die grölen wie auf einem Fußballspiel. Dazwischen Eltern mit Kinderwagen oder Säuglingen in Bauchtauschen.

„Uns wird oft vorgeworfen, dass wir die Kinder für politische Zwecke missbrauchen“, sagt Bina, Mutter von vier Kindern. „Aber hier geht es nicht um Politik, sondern um unser Überleben. Die Kinder kämpfen dafür, ein Dach über dem Kopf zu haben.“

Bina läuft zusammen mit ihrer Clique aus amerikanischen Einwanderinnen. Alle sind ein bisschen dick und mit ihren Kopftüchern sehen sie aus wie Karikaturen von Waschweibern auf einem alten Kupferstich. Männern geben sie nicht die Hand, mit Nicht-Juden reden sie nicht gern.

„Klar ist es hart für die Kinder“, sagt Sarah, eine Endfünfzigerin, die als Studentin nach Israel kam, nachdem sie auf einem Besuch die „mythische Kraft des heiligen Bodens“ gespürt hat. „Meine Tochter ist einmal beinahe umgebracht worden.“ Sie seien nachts mit dem Auto unterwegs gewesen, da habe ein Araber einen Ziegelstein durch die Windschutzscheibe geworfen und die Tochter nur knapp verfehlt.

„Aber immer wenn ich ins Zweifeln komme“, sagt Sarah, „denke ich an den Wilden Westen. Die Menschen dort mussten auch gegen die Indianer kämpfen, sie wurden skalpiert und alles. Aber sie sind mit ihren Pferdewagen auch nicht einfach umgekehrt.“

Nach drei Stunden ist der Demonstrationszug an der ersten und einzigen Raststation angelangt. Dem Außenposten Givat Assaf. Für die Kinder gibt es Fladenbrot mit Nutella und Wassereis. Dann wird gebetet.

Mit noch schokoverschmierten Mündern stellen sich die Kinder in einer Reihe auf. Rhythmisch verneigen sie sich vor dem Himmel. Ihre Schläfenlocken wehen im Wind. ■



Zug nach Jerusalem: Zwei Tage lang marschieren Familien durch das Westjordanland um zu demonstrieren



WENN

Arbeitslosigkeit, Drogenprobleme und

ICH

verfallende Häuser:

GROSS

Im ehemaligen Arbeiterstadtteil Kiel-Gaarden

BIN,

ballen sich Probleme.

WERDE

Über eine Jugend in Armut –

ICH

ein Stadtrundgang aus Kindersicht

MÜLL-

MANNN

Text: Tiemo Rink, Fotos: Jan Kuchenbecker

Julian, 14 Jahre

Julian ist vierzehn Jahre und ein Opfer der Kieler Drogenpolitik. Nicht, weil er süchtig ist, sondern weil um ihn herum viele süchtig sind. Nachdem die Stadt vor einigen Jahren die Junkies vom Hauptbahnhof vertrieben hat, sammeln sie sich jetzt in Julians Viertel: in Gaarden, rund um den Vinetaplatz. Hier treffen sie auf Alkoholiker, Obdachlose und Dealer. An manchen Tagen stehen bis zu hundert von ihnen vor einem Supermarkt am zentralen Platz des Stadtteils, in dem gerade mal 20.000 Menschen wohnen. Schon heute mag Julian weite Teile seines Viertels nicht mehr betreten. Und es wird immer enger für ihn, denn die Szene weitet sich aus.

Eine Regel kennt Julian, der in einem Jugendzirkus die Technik betreut. Seine Mutter hat sie ihm eingeschärft: „Tote Tiere, benutzte Spritzen und blutige Tücher darf man nicht berühren, auch nicht mit dem Fuß.“ Wann er das letzte Mal Kadaver in den Straßen bemerkt hat, weiß er nicht, aber Spritzen, Dreck und Gewalt sieht er ständig. „Auf dem Nachhauseweg gab es letzte Woche an jeder Straßenecke eine Schlägerei, alle fünfzig Meter eine. Irgendwann sind die Leute so zu, dass ich Angst bekomme“, sagt er.

An einem umgebauten Zigarettenautomaten steht eine Frau und füttert das Gerät mit Münzen. „Der Automat verkauft Spritzen. Und in dem Haus dahinten gibt es Drogen. Und hier ist Blut, Achtung“, sagt Julian und weicht einem rot-verschmierten Taschentuch aus. Der Junge kennt sein Viertel.

Gaarden auf dem Kieler Ostufer: viele Arbeitslose, viele Migranten. Aus dem ehemaligen Arbeiterstadtteil ist nach dem Werftensterben ein Arbeitslosenstadtteil geworden. 60 Prozent der Kinder bekommen Sozialgeld. Und das Viertel hält einen anderen Rekord: Nirgendwo sonst in Kiel sind so viele Kinder übergewichtig. 22 Prozent aller Schüler haben bei der Einschulung Fettsucht. Gaarden ist ein Ghetto, sagen seine Bewohner.

Wie ein Riegel liegt das Arbeitsamt am Eingang nach Gaarden. Es folgen Bahngleise, das Werksgelände der Busgesellschaft und Brachflächen. Über die sechsspurige Schnellstraße spannt sich eine Fußgängerbrücke, die für Fahrrad- und Rollstuhlfahrer sowie Eltern mit Kinderwagen einen Nachteil hat: Sie endet im Nichts – an einem Fahrstuhl und einer provisorischen Holzterrasse. Die zerschlagene Glastür des Lifts ist notdürftig mit Sperrholzplatten abgedichtet. In die Mitte des Fahrstuhls hat sich jemand erbrochen, es stinkt nach Urin.

Julian kann das nicht schocken. Eine junge Mutter auch nicht. Sie kommt, öffnet die Tür und verzieht das Gesicht. „Man fragt sich auf den letzten Metern immer, ob der Fahrstuhl heute kaputt oder vollgepinkelt ist. Kotze ist mal was anderes“, sagt sie sarkastisch und beginnt, den Kinderwagen die Holzterrasse herunter zu tragen.

Julian weiß schon jetzt, was er einmal werden will: Müllmann oder Polizist. Ein Blick in viele Gaardener Straßen macht klar, warum. Seitdem die Stadt Ende der 90er-Jahre ihre Wohnungen an Investoren verscherbelte, verfallen immer mehr Häuser, breiten sich wilde Müllkippen aus. Dabei könnte der Stadtteil mit seinem hohen Anteil an Häusern aus der Gründerzeit durchaus schön sein. Stattdessen stehen viele Wohnungen in den unteren Etagen leer, werden eingeschlagene Fensterscheiben durch Pappkartons ersetzt, stapelt sich Sperrmüll an Hausecken.

Ein lohnendes Geschäft bleibt der Stadtteil für Investoren dennoch, denn mit seinen niedrigen Mieten ist Gaarden das Viertel, in das die Jobcenter bevorzugt arbeitslose Hartz-IV-Empfänger einquartieren. Viel Geld für Instandsetzungen müssen Hausbesitzer nicht aufbringen, denn die Mieteinnahmen kommen so fast automatisch. Wenn ein Mensch von Hartz-IV lebt, übernimmt das Jobcenter die Mietenzahlung, je billiger, desto besser. Und da nirgendwo in Kiel die Mieten so niedrig sind wie in Gaarden, müssen immer mehr Langzeitarbeitslose auf Veranlassung des Jobcenters hierher ziehen. So sammeln sich in Gaarden viele Menschen mit ähnlichen Problemen: keine Arbeit, viel Alkohol und das Gefühl, nicht mehr dazu zu gehören und deshalb für nichts verantwortlich zu sein.

Die Fluktuation unter den Mietern ist hoch. Wer kann, verlässt Gaarden schnell wieder. Vor allem Familien, die Kinder haben. Und wer bleibt, zieht auf Anordnung des Jobcenters oft innerhalb des Viertels um. Jede Änderung in der Familie bedeutet einen Umzug. Das gilt auch für Julian. Trennung der Eltern? Umzug. Einzug des Stiefvaters? Umzug. Nachdem seine 18-jährige Schwester vor einem halben Jahr ihr erstes Kind bekam und zuhause auszog, ist die Wohnung nach Ansicht des Jobcenters zu groß für die Familie. Also zieht Julian demnächst wieder um, zum sechsten Mal in seinem Leben. Aber immer in Gaarden.

Das wirtschaftliche Zentrum des Viertels ist der Vinetaplatz und die ihn kreuzende Elisabethstraße. Shoppen unter Junkies. Für 6,50 Euro kann man sich hier die Haare schneiden lassen. Andere Geschäfte verkaufen Handys und verweisen mit gelben Aufklebern auf die Kameraüberwachung. Nachdem die Stadt einen Bebauungsplan für Gewerbenueansiedlungen erlassen hat, dürfen rund um den Vinetaplatz keine weiteren Spielhallen eröffnet werden. Die Schaufenster der ehemaligen Schleckerfiliale sind mit braunem Packpapier beklebt. „Kassengeldbestände sind gering gehalten. Überfall lohnt nicht“, steht auf der Eingangstür.

Bruno Levtzows wirksamste Waffe im Kampf gegen den Verfall sind Blumenkübel, zwei mal zwei Meter große Plastikwannen mit Stiefmütterchen. An einem Montagmorgen kassiert der Mann, den sie den „Kaiser von Gaarden“ nennen, die erste Niederlage des Tages vor einer Bäckerei in der Kaiserstraße. Ausgerechnet. ▶

Arbeitslosenstadtteil: 60 Prozent der Kinder im Viertel sind auf staatliche Hilfen angewiesen



► „Moin, wo ist der Blumenkübel? Der sollte doch Mittwoch kommen?“, pampt er die Frau hinter den Brötchen an. „Sach mal deinem Chef, Bruno war hier und hat keine Blumen gesehen, dann weiß der schon Bescheid.“ Levtzow, filterlose Reval im Mundwinkel, täglich gut 50 Stück davon, zieht weiter. 20 Kübel stellt der Ortsbeirat, dessen Vorsitzender Levtzow ist, jedes Jahr an Unternehmer im Viertel zur Verfügung. Die verpflichten sich, die Blumen zu gießen und bekommen dafür etwas Schönheit für ihre Läden. An der nächsten Ecke dann die Katastrophe: ein Spielcasino am Vinetaplatz, davor zwei Blumenkübel. „Der hinten hat gar keinen, und der hier hat zwei? Zum Kotzen ist das“, sagt Levtzow.

„Kaiser von Gaarden“ nennen sie ihn, seitdem er einmal bei einem Stadtfest eine Gruppe organisierte, die mit Frack und Zylinder durchs Viertel lief – „um zu zeigen, wie es hier um die Jahrhundertwende mal aussah“. Levtzow, gelernter Maurer, Gewerkschafter, Sozialdemokrat, ist ein Kümmerer, seit Jahrzehnten schon. Über 30 Jahre war er Hausmeister in einem Jugendzentrum, viele erwachsene Gaardener kennt Levtzow noch aus der Zeit, als sie im Jugendclub Billard spielten.

Er organisiert die jährliche Ferienfreizeit der Arbeiterwohlfahrt am Strand von Kiel, zu der fast 400 Kinder anreisen und eine Woche am Meer zelten. Julian war auch schon oft dabei. „Einer muss es ja machen“, sagt der 69-jährige – norddeutsches Understatement für einen, der täglich in Gaarden unterwegs ist, in Hauseingänge schaut, zu schnelle Autos mit einer Handbewegung ausbremst und peinlich genau darauf achtet, seine Zigarettenkippen immer in den Gully zu entsorgen.

„Das Problem im Viertel ist die Arbeitslosigkeit. Wer früher als Ungelernter auf der Werft Schiffstanks sauber machte, sitzt heute zu Hause“, sagt Levtzow. Damit mag sich die Kieler Stadtverwaltung nicht abfinden – und hat deshalb in Gaarden ein „Wirtschaftsbüro“ eingerichtet. Der Plan: Arbeitslose sollen sich selbstständig machen, den Staat kein Geld mehr kosten und dafür sorgen, die Kaufkraft im Viertel zu steigern.

Der „Kaiser von Gaarden“ auf Visite: Bruno Levtzow, Gewerkschafter, Sozialdemokrat, inspiziert das Viertel fast täglich

**Wer früher
als Ungelernter auf
der Werft Schiffstanks
sauber machte,
sitzt heute
arbeitslos zuhause.**

In einem hellen Raum in der Nähe des Vinetaplatzes gibt Jasmin Tarhouni sich zuversichtlich. Mit Mikrokrediten, kleinen Darlehen bis maximal 5.000 Euro, soll Arbeitslosen hier der Weg in die Selbstständigkeit geebnet werden. Es scheint ein langer Weg zu sein.

Seit einem Jahr arbeitet Tarhouni im Viertel, aber für den Kredit haben sich erst sechs Gaardener interessiert. Das sind 34 weniger, als ursprünglich geplant. Womöglich liegt es auch an den Konditionen: 8,9 Prozent Zinsen und eine zusätzliche Bürgschaft von fünfzig Prozent der geliehenen Summe schrecken viele Gaardener ab. Zu groß scheint das Risiko, in die Schuldenfalle zu tappen. „Einen Spielzeugladen könnte

man in Gaarden eröffnen, das wäre gut“, sagt Julian. Aber es gibt keinen. Auch keinen Buchladen. Und auch keinen Musikladen.

Dafür jede Menge Fastfood-Buden. Und auch die Kioskdichte vor Schulen ist beeindruckend. Über eine besonders gute Lage können sich die Betreiber eines Kiosks freuen, der hundert Meter von einer Grundschule entfernt liegt. Ab morgens um sechs Uhr öffnet „Mein Kiosk“ und verkauft Gummibären und Schokolade. In einer Wühlkiste neben der Kasse stapeln sich Yum-Yum-Suppen, scharf gewürzte Instantnudeln aus Asien. Normalerweise soll

der Inhalt der grellbunten Päckchen mit heißem Wasser übergossen werden, Kinder in Gaarden essen die Nudeln jedoch am liebsten trocken. „Das ist wie Chips, nur mit mehr Würze“, sagt ein Junge.

Für Anja Seelig, pädagogische Leiterin des Kulturzentrums „Räucherei“ liegt da ein Problem. Viele Kinder wissen nicht, dass die überwürzten Nudeln ihrer Gesundheit schaden. In der Räucherei kochen täglich Pädagogen gemeinsam mit durchschnittlich siebzig Kindern ein gesundes Mittagessen. Seelig kennt viele Kinder, deren Eltern nie für sie kochen. „Wir wollen den Menschen wieder das Gefühl vermitteln, dass sie etwas wert sind“, sagt Anja Seelig. Gemeinsam mit Eltern und Kindern organisiert das Kulturzentrum Ausflüge, Feste und einen Kinderzirkus. „Es

geht um Vertrauen und die eigene Wertschätzung als Grundlage für ein soziales Miteinander. Man kann Eltern nicht sagen: Ihr seid arbeitslos, ihr könnt nichts. Und sich dann wundern, wenn sich ihre Kinder ohne Selbstbewusstsein in der Wohnung verkriechen und ungesundes Essen in sich hineinstopfen“, sagt Seelig.

Dicke Kinder sieht man zwar fast nie in den Straßen. Dafür aber bei gutem Wetter im Sommer in einem Freibad am Rand des Viertels. „Knapp die Hälfte aller Kinder haben hier Übergewicht“, sagt der Bademeister. „Das fällt schon auf. Ab zwölf, dreizehn Jahren ändert sich das dann. Ich glaube, in dem Alter merken sie selbst, dass ihre Figur nicht so toll ist. Dann bleiben sie wohl lieber zuhause.“ Auch Julian verbringt im Sommer ganze Tage im Freibad. Für nicht einmal zwei Euro Eintrittspreis ist das Bad unschlagbar günstig. Doch damit wird bald Schluss sein, denn das Freibad soll schließen. Stattdessen ist ein Neubau geplant, ein Hallenbad mit einem Schwimmbecken im Freien. Julian glaubt nicht, dass die Preise so niedrig bleiben. ■



SPIEL MIT DER ZUKUNFT

Im Jahr 2060 werden über neun Milliarden Menschen auf der Welt leben, zwei Milliarden mehr als heute. Frauen in Deutschland werden durchschnittlich 91, Männer 87 Jahre alt, die Lebenserwartung steigt um etwa zehn Jahre. Unser Alltag verändert sich, die Technik schreitet voran, wir werden mit neuartigen Problemen konfrontiert. Das Spiel des Lebens 2060 geht in eine neue Runde

Du brauchst eine künstliche Netzhaut. Sie projiziert sogar Informationen in dein Sichtfeld. Zahle 8000 und gönn Dir eine Beförderung!

Suppe aus der Tüte, Abendessen aus der Dose, Fast Food unterwegs: Du sparst beim Essen Zeit. Rücke zwei Felder vor!

Jeden Tag pausenlos arbeiten, bloggen, chatten – alles gleichzeitig, das ist zu viel. Du bist ausgebrannt. Mach mal Urlaub auf dem Mond!

Weil du in einem Co-Working-Space arbeitest, kennst du deine Kollegen nur aus dem Video-Chat. Besuch sie mal, rücke vier Felder vor.

Beim Chatten sitzt die „E-Etiquette“, aber du hast keine Manieren. Mach einen Benimm-Kurs und rücke ein Feld zurück!

Mist, dein Auto ist kaputt. Zum Glück kann man fast alles leihen, Fahrräder, Autos, sogar Hunde. Zahle 80 Euro und gehe ein Feld vor.

Dein Fenster ist kaputt. Zeit, ein neues einzubauen, das gleichzeitig ein digitaler Bildschirm ist. Rücke ein Feld vor.

Dein Stromverbrauch wird inzwischen zu 80 Prozent durch erneuerbare Energien gedeckt. Juhu! Eine Rückzahlung von 100 !

Du bist süchtig nach Selbstdarstellung. Lade zehn neue Fotos bei Facebook hoch. Dich kennt sonst bald keiner mehr! Rücke zwei Felder vor.

Im Supermarkt ruft dein Kühlschrank dein Handy an: Die Milch ist leer. Drehe eine Extrarunde und setze einmal aus!

Dürre in den USA und Afrika. Die Welt hungert! Zahle 50 an die Welthungerhilfe!



VIELE GRÜSSE, DIE

Zwei Mädchen und ihre Tante haben sich von Ulm bis zur Quelle der Donau auf den Weg gemacht. Aus der Gedankenwelt von Kindern. Zeit war genug, um endlich mal zu reden über Gott und die Welt

Text & Fotos: Lena Müssigmann

Mit schwerem Gepäck
geht es auf die Fahrt.
114 Kilometer müssen
geschafft werden

Franziska (links) und Anke
staunen am Ziel: Wie kann
die Donauquelle hier einfach
aus dem Boden sprudeln?

RADELTANTEN!

der Fahrradtour wurde eine Reise in

Die blonden Pferdeschwänze flattern im Wind, Franziska (11) summt ein französisches Lied aus der Schule, ihre Schwester Anke, zwei Jahre jünger, bewundert die roten Mohnblumen am Wegrand. Unsere Fahrräder sind mit schweren Satteltaschen, Schlafsack und Isomatte gepackt. Unser Ziel: Die Donauquelle. Wir starten in Ulm. Franziska ist mein Patenkind, wir sehen uns selten, drei, vier Mal im Jahr. An ihrem letzten Geburtstag habe ich vergessen, ein Paket zu schicken. Ich will mir mal wieder mehr Zeit für sie nehmen. Mein Vorschlag: Eine Radtour mit den Schwestern in den Pfingstferien. Auf meine Idee reagieren die beiden am Telefon verhalten. „O.k., aber nur, wenn es nicht zu anstrengend wird.“

Anke und Franziska leben in einer Welt, über die in Zeitungen nicht berichtet wird: Alles bestens. Sie wohnen in einem Einfamilienhaus am Rande der bayerischen Kleinstadt Illertissen. Der Vater verdient als Maschinenbauingenieur genug Geld, dass seine Frau nochmal studieren kann. Zwei Mittelklasse-Autos parken in der Doppelgarage. Im Winter reist die Familie zum Skiurlaub in die Berge, im Sommer ans Meer: Türkei, Kroatien, Mallorca. Franziska spielt Gitarre, Anke Klavier. Beide sind begeisterte Turnerinnen. Nach der Schule essen sie in der Kinderbetreuung „Flohkiste“ zu Mittag und machen Hausaufgaben. Der Alltag ist bei den Mädchen gut durchorganisiert.

SONNTAG, 3. JUNI 2012

Am Tag unserer Abfahrt regnet es. Ein Tag für Helden. „Aufsitzen, los geht's!“, rufe ich. Wir steigen auf die Räder. Unsere Reise ist einfach, geplant ist nur der Weg. Sonst vier Tage Freiheit. In Ulm treffen wir unsere Reisegefährtin, die Donau. Der Donner grollt. In einem der ersten Dörfer, die wir durchkreuzen, Ersingen, retten wir uns in eine Kirche. Anke und Franziska setzen sich in eine Bank. „Es fühlt sich so feierlich an, wenn man in der Kirche ist“, sagt Anke, „weil alles so ruhig und so goldverziert ist.“ Wir flüstern automatisch. Aus einer Box am Eingang nimmt sich jede ein Papierrollchen. Gespannt wickeln wir sie auf. Franziska liest vor: „Die nackte Wahrheit ist besser als die vergoldete Lüge.“

Als wir die Räder vor der Kirche losbinden, schaut Franziska unruhig auf den Boden. Plötzlich sagt sie: „Ich habe für mich entschieden, dass es keinen Gott gibt. Du bist die Erste, der ich das erzähle.“ Der Mensch stammt vom Affen ab, das weiß sie ganz sicher. Gott sei eine Erfindung der Menschen, „um jemanden zu haben, dem sie die Schuld geben können, jemanden, der für sie Entscheidungen trifft“, schreibt sie am Abend in ihr Reise-Tagebuch. Dann scheinen ihr Zweifel zu kommen. „Also, zusammengefasst glaube ich: Es gibt ihn nicht, aber ich glaube an ihn.“

Andächtig in der Kirche: Alles ist so feierlich und goldverziert. Danach wird über Gott diskutiert



Sonntag, 3. Juni
11.00 Uhr, 3 km

Der grüne Pfeil des Donauradwegs dient als Kompass. Und trotzdem kann man sich verfahren



Anke hat ganz genau nachgerechnet: Die Schöpfungsgeschichte, wonach Adam allen Tieren den Namen gegeben hat, kann nicht stimmen. „Es gibt Millionen Tierarten. Man braucht mindestens fünf Minuten für einen Tiernamen. Das passt gar nicht in ein Menschenleben.“

Die beiden sind schon von klein auf daran gewöhnt, eigenständig Entscheidungen zu treffen. Sie werden von ihren Eltern bei anstehenden

Fragen mit einbezogen: Wo soll es in den Urlaub hingehen? Welches Brillengestell will Anke für ihre neuen Gläser haben? Will Franziska weiter im Turnverein bleiben, obwohl es gerade keine passende Wettkampfmannschaft gibt? Die Eltern wollen, dass die Mädchen mitdenken, mitentscheiden. Deshalb wirken sie manchmal schon wie kleine Erwachsene.

Anke kommt nach den Sommerferien aufs Gymnasium. Franziska ist dort in der fünften Klasse. Lernen fällt beiden leicht, und falls nicht, hat sich Franziska einen Trick ausgedacht: Sie bringt Sätze mit einem Rhythmus zusammen. „So kann ich mir auch meinen Stundenplan besser merken.“ Sie rappt mir vor: „Ma-the, Bi-o / Reli, Englisch, Deutsch / Pau-se, Geo.“ Das hat sie sich von der Gruppe „Junge Dichter und Denker“ abgeschaut, die deutsche Lyrik rappt. So haben die beiden nebenbei „Der Handschuh“ von Schiller, „Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland“ von Fontane und den „Zauberlehrling“ von Goethe auswendig gelernt.

Sonntag, 3. Juni
14.47 Uhr, 24 km



Montag, 4. Juni
08.46 Uhr, 38,9 km



Montag, 4. Juni
15.03 Uhr, 63 km

Bloß nicht schlapp machen, bevor der nächste Regen kommt.
Franziska passt ihr Tempo an das der kleinen Schwester

Dass sie einmal Abitur machen werden, steht für beide außer Frage. Wir sitzen in einem Ehinger Gasthaus mit 38,9 Kilometern in den Knochen und nichts im Magen. Bei Pizza und Lasagne erzählen die beiden, was sie einmal werden wollen. Ankes Traumberuf ist Tierärztin. „Ich will mit Tieren arbeiten. Aber als Tierpfleger verdient man wenig, soweit ich weiß.“ Aber sie braucht viel Geld – „für ein Auto und ein gescheites Haus. Sonst müsst ich mir ein Haus mieten“, eine Vorstellung, die ihr fremd ist. Franziska will Lehrerin werden. „Wenn in der Schule jemand etwas nicht versteht, kann ich gut erklären, wie es richtig geht.“ Viel zu verdienen, bedeutet für sie Freiheit. „Ich will später nicht von irgendjemandem abhängig sein, das würde mir gar nicht gefallen.“

MONTAG, 4. JUNI 2012

Am nächsten Morgen öffnen wir im Gasthof Sonne in der Ehinger Sonnengasse den Vorhang und sehen: grau! Wir packen unsere Klamotten erst in Plastiktüten und dann in die Satteltaschen. Franziskas Tüte ist mit den „Warrior Cats“ bedruckt, wilde Katzenrudel, die sich blutig bekriegen. Sie hat schon 13 von 14 Bänden der Fantasy-Geschichten gelesen. „Ich stehe auf alles, was mit Gewalt und Blut zu tun hat“, sagt sie und kneift dabei die Augen zusammen, als ob sie den Grusel nur durch dünne Sehschlitze ertragen kann. Vor Franziskas Augen läuft beim Lesen ein Film ab. „Das ist wie 3D“, sagt sie. Sie kennen Gewalt nur aus Büchern. Und

vielleicht aus der Mittagsbetreuung „Flohkiste“. Ein Junge dort ist frech, sticht andere Kinder, ärgert sie und stiftet sie zu Unsinn an. „Der schaut auch Horrorfilme“, sagt Anke, als wäre es die Erklärung dafür. Sie und ihre Schwester sind dazu erzogen, mit Worten zu streiten. Geschrei, Handgreiflichkeiten sind selten unter den Schwestern und in der Familie. Stattdessen klare Regeln, sachliche Diskussionen und Konsequenz.

Nach dem ersten Streckenabschnitt machen wir am Mittag Rast auf einem Spielplatz. Franziska und Anke sausen auf der Seilbahn durch die Luft und schaukeln – „am höchsten Punkt ist immer mein Magen hängen geblieben“, schreibt Franziska später in ihrem Tagebuch. Hier sind die beiden wieder ganz Kinder. Oft überraschen sie mich mit ihren klugen Gedanken, dann verfallen sie plötzlich in Babysprache, quäken vor dem Schlafengehen wie Kleinkinder. Zwei Mädchen am Anfang vom Ende ihrer Kindheit. Momente der kindlichen Schwerelosigkeit wie am höchsten Punkt der Schaukel – sie werden seltener.

Franziska will weiterfahren. „Schließlich sollten wir in Sigmaringen ja noch Zeit haben, das Zelt aufzubauen“, sagt sie. Wir singen, um die Anstrengung zu vergessen. Am steilsten Berg des Tages steigen wir ab. Ich greife in einen Vorgartenstrauch und verleihe zweimal den fliederfarbenen Bergziegen-Orden am Reißverschluss.

Als unsere Räder am Jägerzaun des Campingplatzes lehnen, sind die Schmerzen an Füßen und Po vergessen. Die beiden Mädchen schlagen das Zelt auf. Franziska ist der Richtmeister, sie hämmert die Heringe in den Boden. Gleich nebenan baut der Zirkus „Krone“ an diesem Abend seine Zelte ab.

Auf den Zirkuswagen steht „Eure Gunst – unser Streben“. Die beiden verstehen den altmodischen Spruch auf Anhieb. Sie wissen unglaublich viel. ▶



Die Schwestern unterhalten sich über Franziskas Lieblingslektüre: die blutigen Geschichten der Warrior Cats

Montag, 4. Juni
11.40 Uhr, 57 km



Beim Schaukeln hoch in der Luft fühlen sich alle wieder als Kind – auch die Tante



Franziska und Anke bauen das Nachtlager auf. Die Rollen sind klar verteilt

- Anke hatte mir schon am Nachmittag, als wir eine Kläranlage passierten, erklärt, wie der biologische Reinigungsprozess funktioniert. „Bakterien verbinden sich mit dem Schmutz und schwimmen auf, damit man sie abschöpfen kann.“ Franziska erkennt eine kleine schwarze Ente zweifelsfrei als Haubentaucher. „Was, das weißt Du nicht?“ Sie lachen. Sie fühlen sich überlegen. Manchmal wirken sie mit ihren neun und elf Jahren schon etwas altklug. Sie definieren sich über ihr Wissen, stacheln sich an, teilen ihre Ideen. Wissen ist ihr Kompass, gibt Sicherheit.

Die Mutter meldet sich per SMS auf mein Handy: „Hi ihr Süßen. Sitze am Referat über Ameisen. Gibt's bei euch welche? Wünsche ruhige Nacht. Küsse“

„Hi, Mama! Unsere sind bis jetzt ganz brav! Wie geht's, wie steht's? Regnet es viel? Uns geht's gut! Gruß: die drei Frauenzimmer :)“ Noch weitere acht Smileys folgen.

DIENSTAG, 5. JUNI 2012

Unser dritter Reisetag ist radfrei. Wir gehen Paddeln. Nach den ersten Metern müssen wir eine Stromschnelle umschiffen. Es wird klar: Jedes Team braucht einen Chef. Rechts oder links vorbei am Hindernis? Franziska übernimmt: „Und hol, und hol“, ruft sie von ganz vorne, um uns den Paddeltakt vorzugeben. Sonst übernimmt diese Rolle ihr Vater. Beim Radfahren fahre er immer weit voraus und brülle „draaaanbleiben!“. Das nervt, sagt Franziska. Heute bestimmt sie das Tempo.

Anke setzt sich auf den Bug des Kanus, thront dort wie unsere Schutzheilige und hängt die Füße ins Wasser. Wild kreischend düsen wir durch die Bootsruische eines Wehrs. Franziska wagt den Ausstieg an steilem Ufer – und steht plötzlich bis zum Bauchnabel im Wasser. Halb so schlimm, wir lachen. Vier Tage Freiheit.

Dass sie ohne Eltern unterwegs sind, scheint die beiden manchmal zu berauschen. Die Erfahrung der Reise gehört ihnen allein. Als sie ihnen zuhause später

Montag, 4. Juni
17.21 Uhr, 77 km

von der Paddeltour erzählen, überschlagen sich ihre Stimmen, man könnte meinen, die beiden seien die Nachfahren von Robinson Crusoe und die Paddeltour sei eine lebensgefährliche Exkursion gewesen. Die Reise ist ein Baustein ihrer eigenen Lebensgeschichte, die in den nächsten Jahren immer weniger mit den Eltern zu tun haben wird.

Am Abend grillen wir: Würstchen und Gemüse. Aber unser Grillfeuer will nicht recht. Es qualmt. Ein paar halbwüchsige Jungs vom Zeltlager nebenan helfen uns: Sie werfen frische Äste ins Feuer, gockeln vor den beiden Mädchen, geben damit an, wie oft sie schon Feuer gemacht haben. Anke und Franziska lachen über sie. Aber die Kaspereien beeindruckt sie nur kurz. Ohne Grips ist bei Anke kaum Eindruck zu schinden. Ihr bester Freund Vincent ist wie sie einer der Klassenbesten.

Als wir einschlafen, hängt der Qualm des Lagerfeuers noch in den Jacken, die als Kissen unter unseren Köpfen liegen. In meinen Gedanken gibt es nur den nächsten Morgen: Um halb zehn müssen wir mit Sack und Pack am Bahnhof stehen, um den Zug nach Tuttlingen zu erwischen. Nur dann erreichen wir bis zum Abend mit dem Rad unser endgültiges Ziel, die Quelle in Donaueschingen. Ich erinnere mich an mein Papierröllchen aus der Kirche. „Was für einen Zirkus wir Frauen jeden Tag managen, dagegen sieht ein Trapezkünstler richtig alt aus.“ Dabei kann ich nur erahnen, was es meint, eine Familie zu organisieren.

SMS der Mutter: „Hallo Radelbienen. Wie war euer Tag? Gibt's noch ne Nacht im Zelt? Gruß Sybille“ Das piepende Handy weckt uns nicht mehr auf.

Dienstag, 5. Juni
13.12 Uhr, 77 km



MITTWOCH,
6. JUNI 2012

Noch vor dem ersten Augenaufschlag höre ich Tropfen auf die Zeltplane prasseln. Die Mädchen frühstücken Schokocroissants auf einer Bank im Regen. Ich packe alles ein, auch das nasse Zelt. Immer wieder Blicke auf die Uhr. Wir müssen einen Spurt durch Sigmaringen hinlegen,

Dienstag, 5. Juni
20.02 Uhr, 77 km



Endlich Sonne und die Räder haben Pause: Nach dem Paddeln im felsigen Donautal wird abends gegrillt

erwischen den Zug aber tatsächlich noch. Ich lobe die Mädchen dafür, dass sie mir mit Vollgas gefolgt sind, überhaupt, dass sie so super radeln. „Nörgeln bringt ja nichts“, sagt Anke.

Bei Tageskilometer zehn hat sie einen platten Vorderreifen. Mir bleibt nichts erspart, aber: Nörgeln bringt ja nichts. Wir schaffen es, den Reifen zu flicken. Nur beim Aufpumpen kommen wir kein Bar voran und nehmen die Hilfe eines Radlers an. Aufsitzen, weiter geht's.

Die Reisetagebücher haben sich gefüllt. Franziska hat in ihren Notizen auch losgelöst von der Reise sinniert. Sie schreibt: „Ich habe in letzter Zeit oft über das Lied ‚Mensch‘ nachgedacht. Ich mag es, weil es wahr ist, dass der Mensch Mensch ist, weil er Fehler hat und macht.“ Wie viel die beiden wahrnehmen und worüber sie sich ihre Gedanken machen – nach diesen Tagen bin ich beeindruckt.

Die härteste, aber hoffentlich letzte Steigung der Tour liegt vor uns. Eine so gut wie unbefahrene Landstraße, schnurgerade, führt uns einen Berg hinauf. „Können wir schieben?“, fragt Anke. Nein. Ich verspreche Süßigkeiten sobald wir oben sind und stelle ihr Scherzfragen: „Was hat Flügel und kann nicht fliegen, hat einen Rücken und kann nicht liegen, hat eine Brille und kann nicht sehen, hat ein Bein und kann doch nicht gehen?“ Wir schnappen nach Luft, während wir uns Witze erzählen und erreichen mit roten Köpfen einen Parkplatz. Wo ist bloß die Donau? Das Radwegschild weist noch weiter den Berg hinauf. Ich studiere die Karte. Suche

Die Eisbecher sind die Belohnung für Ausdauer ohne große Quengelei. Nach vier Tagen auf dem Rad geht es in zweieinhalb Stunden im Zug nach Hause



Mittwoch, 6. Juni
16.41 Uhr, 114 km

nach Anhaltspunkten in der Umgebung. Schau wieder auf die Karte. So hässlich kann die nackte Wahrheit sein. „Mädels, ich glaube, wir sind falsch.“ Entgeisterte Blicke. Und noch schlimmer: Enttäuschung. Und Tränen, die kommen aber vom Fahrtwind, als wir mit über 30 km/h den Berg wieder runtersausen. Unten entdecken wir zwei Wegweiser nach Donaueschingen. Eine Route führt über den Wartenberg, eine durchs Tal. Wir wählen jetzt letztere. Anke zieht das Tempo an. Sie fährt zum ersten Mal während der ganzen Tour vorne. Eisern. Schweigend. Um selbst die Wegweiser zu lesen.

SMS der Mama: „Soll ich was zum Abendessen richten? Vorschlag Schinkenhörnchen. Bis heute Abend. Freu mich auf euch. Gruß“

Mädchen: „Wir lieben dich! Warum fragst du noch, Schinkenhörnchen, na klar!! Viele Grüße, die Radeltanten!“

Am Ziel schulde ich den beiden jeweils fünf Kugeln Eis. Für jedes Mal Verfahren eine. Spaghetti-Eis, Himbeer und Zitrone – diese Vorstellung zieht uns über die letzten Kilometer. Insgesamt 114 haben wir zurückgelegt, als wir an der Donauquelle vom Rad steigen. Mit roten Wangen stehen die Mädchen an der Brüstung des Quell-Bassins und schauen in das klare Wasser. Am Grund liegen glitzernde Geldstücke. „Wenn man da schnorcheln würde, wäre man reich“, sagt Anke.

In der Eisdiele erzähle ich, was meine Tante am 8. Oktober 1995 in ihrem Tagebuch notiert hat, als sie mit mir den Donauradweg gefahren ist: „Die Stimmung war nicht so gut, Lena schmeißt wütend ihr Fahrrad ins Gras.“

Wir fahren die ganze Strecke wieder zurück. Mit dem Zug sind es nur zweieinhalb Stunden, mit dem Rad haben wir vier Tage gebraucht. Anke schläft ein. Alles schon mal gesehen. Franziska und ich vergleichen unsere blauen Flecken – vom Ein- und Ausladen der Räder in Züge, dem mühsamen Transport über Bahnhofstreppen, von Streifschüssen der Pedale. Irgendwie kleine Trophäen der Abenteuertour. „Keine Heldin ohne Wunden“, sagt Franziska, grinst und schweigt eine Weile. „Lena, machen wir so was nächstes Jahr wieder?“ ■

Wie kommt das Rosa ins Mädchen?

UND VOR ALLEM:

WIE KOMMT ES WIEDER RAUS?

KINDER WERDEN HEUTE VON DER WIEGE AN
ÜBER IHR GESCHLECHT DEFINIERT.

MUSS DAS SEIN?

Text: Nancy Waldmann

Jedes normale Kaufhaus in Deutschland bekennt in der Spielzeugabteilung Farbe: blau, schwarz, grau-grün kariert auf der einen Seite, rosa, pink, rot-weiß gepunktet auf der anderen. Piraten contra Prinzessinnen, Schwerter gegen Schminke. Schilder mit der Aufschrift „Mädchenzubehör“ führen zu Armbändern, Haarbändern, Beauty-Cases, Trolleykoffern und Kissen. „Für den kleinen Abenteurer“ gibt es Expeditionsuhren, Gürteltaschen, Stirnlampen, Ferngläser, Sportbeutel. In der Abteilung für Baby-Bekleidung ordnet sich alles schlicht in rosa und hellblau. „Gender-Apartheid“ wurde das kürzlich genannt. Die ganz gewöhnliche Segregation der Spielwarenwelt – jeden Tag in unseren Kaufhäusern

und folglich: in Geschenken, Kinderzimmern, Kitas. Und Köpfen.

Zielgruppenspezifisches Marketing habe sich in allen möglichen Bereichen des Konsums durchgesetzt, auch auf dem Markt für Kinderbekleidung und Spielzeug, der gesättigt und deswegen hart umkämpft sei, sagt der Jugendforscher Axel Dammler. Die Zielgruppe Kinder schrumpft, im Laufe der letzten zehn Jahre ist die Zahl der Minderjährigen um 14 Prozent zurückgegangen. Um Nischen auf dem Markt zu besetzen, muss man sich unterscheiden und neue Zielgruppen erschließen. So wird Kindern von klein auf ihre Zielgruppeneigenschaft in die Wiege gelegt, das blaue oder

das rosa Schmusekissen. Ideale Lernbedingungen, damit sie später auch das ihnen zugedachte Spielzeug erkennen: die rosa Prinzessin, den blau-weiß gestreiften Seemann.

Bis vor etwa hundert Jahren war es genau umgekehrt: Hellblau war die Mädchenfarbe, abgeleitet vom blauen Mantel der Jungfrau Maria, rosa war die Babyfarbe für Jungs. Die Farbcodes spielten jedoch allenfalls in adligen Familien eine Rolle. In den Familien der Mehrheitsbevölkerung gab es keine jungen- und mädchen-spezifische Kleidung. Die Kinder trugen, was sie von älteren Brüdern und Schwestern erbten und das war zumeist weiß. Den Babykörper belegte man nicht mit geschlechtlichen Zuordnungen. Heute hat oft jedes Kleinkind seine

eigene Kleidung. Das bedeutet in erster Linie Geschlechtsfixierung, bevor Kinder überhaupt ein Geschlechtsbewusstsein entwickeln. Pubertät ab null, die Kinder haben keine Wahl.

Der Coppenrath-Verlag vermarktet viele seiner Kinderprodukte geschlechtsspezifisch in blau und rosa. „Andere Farben verkaufen sich einfach schlechter“, berichtet Tomas Rensing, der Pressesprecher des Verlags. Um das Jahr 2000 habe man versucht, eine Verkaufslinie von Geschenkartikeln, zum Beispiel Taufalben in grün und gelb zu etablieren. Ohne Erfolg, die Händler signalisierten, dass die rosa und blauen Alben die nachgefragten seien. Also findet man heute in Geschäften das Album in hellblau „Für den Prinzen“ und das Album in rosa „Für die Prinzessin“.

Allein über Farben zu sprechen wäre banal, wenn es nicht um das ginge, was sie repräsentieren. Die Zweiteilung der Spielzeugwelt steht für einen ganzen sexistischen Komplex, der die Sozialisation unserer Kinder durchzieht und männlich-weibliche Gegensätze konstruiert: Kämpfen vs. Kümmern, Technik vs. Gefühl, raufen vs. schminken.

Aus dem Hause Coppenrath in Münster stammt auch Prinzessin Lillifee, die Galionsfigur der rosa Marketingfront. In ihrem Gefolge kamen weitere Prinzessinnen auf den Markt. Kaum ein Buch- oder Spielzeugladen, in dem Lillifee nicht unübersehbar in einer pinken Regalburg thront. Die kleine blonde Märchenfigur residiert in einem großen Schloss, sie ist sanftmütig, lieb, hilfsbereit und glücklich, wenn sie andere glücklich machen kann. Sie ist das Gegenteil einer zickigen Diva. Morgens nach dem Aufstehen überlegt Lillifee zuerst, welches Kleid sie anzieht. Dann zaubert sie ihren Freunden das Frühstück. Selbst isst sie nichts. Sie ist ein dünnes Wesen, das kaum Raum einnimmt. Ihre Aktivitäten als Herrscherin im Land Rosarien bestehen vor allem darin, die Welt mit Blütenregen zu verzaubern. Damit ist sie für eine Prinzessin vergleichsweise engagiert. Im Vergleich zu den Disney-Prinzessinnen in Ballkleidern wirkt Lillifee mädchenhaft. Dennoch, auch bei ihr geht es um Gefallen und Für-andere-da-Sein – zufällig die Eigenschaften, die man seit eh und je von Frauen erwartet. Einen Funken Egoismus sucht man bei ihr vergeblich. Coppenrath brachte Prinzessin Lillifee 2004

als Bilderbuch für Mädchen zwischen drei und acht Jahren auf den Markt und wurde vom Erfolg überrollt. Heute ist es die umsatzstärkste Marke des Verlags. Die Hälfte des Umsatzes wird mit sogenannten Non-Book-Artikeln erzielt. Neben den Büchern gibt es rosa Lillifee-Geschirr, Stempel, Sticker, Kleidung, Bürste, Zauberhandtuch, Spiegel und Beauty Case – eben alles, was kleine Prinzessinnen brauchen. Rund 250 Lillifee-Artikel bietet der Verlag inzwischen an, alles in rosa und pink. Als Mädchen braucht man eigentlich nicht mehr raus aus Rosarien. Das Pendant für Jungen: der gefürchtete Seeräuber Käpt’n Sharky. 2006 kam er auf den Markt. Der Verlag hatte Geschlechterstereotypen als Geschäftsfaktor entdeckt.

Morgens nach dem Aufstehen überlegt Lillifee zuerst, welches Kleid sie anzieht. Dann zaubert sie ihren Freunden das Frühstück. Selbst isst sie nichts

Wie kommt es, dass im gleichen Zeitraum, in dem sich Rollenmuster von Frauen und Männern eher auflösen oder auffächern, das Rosa-Prinzessinnen-Syndrom um sich greift und Kinder plötzlich wieder mit eng gefassten Klischees von Mädchen und Jungen belegt werden?

„Die Kinder beweisen uns, dass wir falsch liegen mit unseren Gleichheitsvorstellungen“, sagt die Gender-Marketing-Expertin Diana Jaffé. Mädchen und Jungen seien eben biologisch unterschiedlich veranlagt und spielten auch unterschiedlich. Es sei bewiesen, dass das nicht nur gesellschaftlich bedingt sei. Jaffé erwähnt eine Studie zum Spielverhalten von Affen. Man müsse das endlich anerkennen und dem in der Erziehung auch gerecht werden. Es gebe schon einen starken Trend zu Rosa im geschlechtsspezifischen Marketing. Aber für die Entwicklung der Kinder sei nicht das entscheidend, sondern was die Eltern ihnen vorlebten, so Jaffé. Ähnlich argumentiert der Jugendforscher Axel

Dammler. „Die Gender-Pädagogik hat versagt“, konstatiert er. Sie habe nur Mädchen gefördert, die Bedürfnisse der Jungen aber vernachlässigt. Deswegen seien Jungen heute oft Problemkinder. Im Gestus eines antifeministischen Tabubruchs hat Dammler ein Buch über „geschlechtsspezifische Bedürfnisse“ von Mädchen und Jungen geschrieben. Jungen würden lieber gewinnen, suchten Action und den körperlichen Zweikampf, Mädchen spielten gern mit Tieren und Puppen und liebten soziale Interaktion. Diese Bedürfnisse seien angeboren und da müsse man die Kinder in der Erziehung auch abholen. Dammler hat für seine Studien Kinder zwischen sechs und zwölf befragt – und tut so, als würden diese unbeeindruckt von gesellschaftlichen Normen, die auf sie von Geburt an einwirken, antworten. Rosa gelabelte Produkte könnten dazu beitragen, Mädchen für andere, nicht Mädchenspezifische Dinge zu begeistern, behauptet er. Dammler hat für Ferrero das neue rosa Überraschungsei für Mädchen mitentwickelt, das mit den Feen aus der TV-Serie „WinX-Club“ wirbt, Feen in Hot-Pants, Mini-Rock, Bustier und High-Heels. Im Innern des Eis finden sich neben mädchenstypischen Armbändern und Blumenringen auch „aktivierende Spielzeuge“ zum Werfen, Malen und Basteln. Darin stecke ein pädagogischer Anspruch, wagte Dammler gegenüber der „Süddeutschen Zeitung“ zu behaupten.

Dammlers und Jaffés Aussagen verweisen genau auf jenen geschlechterstereotypen Backlash in der Spielzeugwelt, den die Autorin Natasha Walter aus Großbritannien in ihrem Buch „Living dolls“ beschreibt. Noch in den 70er und 80er Jahren hätte man auf die Frage, wie kommt das Rosa ins Mädchen, wohl selbstverständlich mit Simone de Beauvoir geantwortet: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.“ Heute aber, so schreibt Walter, hätte es Konjunktur, Unterschiede von Männern und Frauen als biologischen Determinismus darzustellen und dies mit zweifelhaften wissenschaftlichen Studien zu untermauern. Das Frappierende sei weniger die mangelnde Beweiskraft als vielmehr die Bereitschaft der Medien, über diese Forschungsergebnisse bejahend zu berichten, ja sie sogar als Tabubruch darzustellen. Als Beispiel schildert Walter eine Debatte im Jahr 2005, die der Präsident der Harvard-Universität Lawrence Summer ausgelöst hatte. In einem Vortrag hatte Summer be-



► hauptet, dass der Grund für die geringe Frauenzahl an der naturwissenschaftlich-technischen Fakultät, seiner Meinung nach auf die angeborenen Unterschiede zwischen Männern und Frauen zurückgehe. Das weibliche Bedürfnis nach Familie sei wohl nicht zu vereinbaren mit Höchstleistungen am Arbeitsplatz.

Abstruse Blüten trieb dieses Phänomen, als chinesische Wissenschaftler eine rosa bis rote Farbpräferenz bei Frauen und eine blaue bei Männern feststellten und diese auf die Jäger- und Sammlerzeit zurückführten. Frauen hätten damals nach schönen roten Beeren Ausschau gehalten und Männer nach dem blauen Himmel, der gutes Wetter für die Jagd verheiß. Sowohl Summer als auch die Studie wurden von vielen Medien kritiklos zitiert.

Solche antifeministischen Haltungen prägen eine Umgebung, in der die Rolle der rosa Prinzessin und die sexistische Marketingmaschinerie dahinter gut funktionieren können. Frauen sind heute zwar nicht mehr als Beeren-sammlerinnen gefragt und immer weniger als Hausfrauen, sondern vielmehr als „lebende Puppen“. Mit Make-Up, Ballkleid und Glitzer werden sie von kleinauf zum Sexysein und zum Konsumieren angehalten, so das Resümee von Walter. Über die Tragweite dieses Marketings macht sich aber kaum jemand Gedanken. Eltern müssten ja nicht kaufen, was sie für ihre Kinder nicht wollen, wird oft argumentiert. Aber Kinder werden nicht nur vom Elternhaus beeinflusst. Wie schwer es ist, die Kinder vom rosa Gruppenzwang im Kindergarten abzuschirmen, darüber beklagen sich Eltern in zahlreichen Internetforen.

Ihm sei das zu intellektuell, sagt Wolfgang Hölker, Chef des Coppenrath Verlags, auf die Frage, wie rosa-blaue Marketingcodes so erfolgreich sein können. Kritik am „rosaroten Prinzessinnenwahn“ kennt er und die, die sie äußern, hält er insgeheim für Spaßverderber. Hölker wehrt sich. „Wir sind keine Marketingmaschine“, sagt er, der schon als der deutsche Walt Disney bezeichnet wurde. „Wir wollen schöne Kinderbücher machen und eine Spur hinterlassen.“ Marktstudien habe der Coppenrath-Verlag nie betrieben, nicht bevor er Lilliffee oder irgendein anderes Buch herausbrachte. Der Verlag lege auf, was für gut und für phantasievoll befunden werde. Dass Lilliffee beispielsweise nichts esse, sei nicht beabsichtigt,

so Hölker. Rosa sei sie, weil sich das erste Buch neben einem roten und einem türkisfarbenen Umschlag am besten verkauft habe. Bei Coppenrath, so kann man schließen, verlässt man sich auf seine „natürlichen“ Vorstellungen von Jungs und Mädchen, von bewusstem Gender-Marketing keine Spur.

Hölker verteidigt sich. Nein, er wolle ja nicht die Geschlechtertrennung wieder einführen. Er sei schließlich einer, der mit Alice Schwarzer befreundet sei und auf Frauenfußball stehe. „Sicher habe ich inzwischen etwas von meiner Strenge als 68er verloren.“ Aber dass Jungen gern Pirat spielen und Mädchen gern Prinzessinnen

Wie kommt es, dass im gleichen Zeitraum, in dem sich Rollenmuster von Frauen und Männern eher auflösen oder auffächern, das Rosa-Prinzessinnen-Syndrom um sich greift und Kinder plötzlich wieder mit eng gefassten Klischees von Mädchen und Jungen belegt werden?

sein wollen, sei nun einmal eine Tatsache, an der er nicht schuld sei. Wahrscheinlich sei das gesellschaftlich bedingt, vermutet Hölker – so als hätten er und sein Verlag mit der Gesellschaft gar nichts zu tun. Kürzlich wurde eine Geschichte von Prinzessin Lilliffee als Theaterstück aufgeführt, berichtet Hölker. Da seien sogar Jungs in Röcken und rosa T-Shirts gekommen. Hölker war begeistert, doch leider habe es Leute gegeben, die die Knaben als Schwule abstempelten. Das fand er unfair und ärgerlich.

Aber ist es ein Wunder, dass die männlichen Lilliffee-Fans, die sich ins rosa Mädchenghetto wagen, als schwule Querläufer eingeordnet werden, solange die Prinzessin und alles, was sie verkörpert, Mädchenkram bleibt und bleiben soll? Hölkers Erlebnis verweist darauf, dass der sexistische Rosa-Komplex nicht nur Mädchen betrifft, sondern auch Jungs auf eingeengte

Rollenmuster festlegt. Sind Jungs, die sich mit „Mädchenkram“ beschäftigen, gesellschaftlich nicht noch weniger akzeptiert als Mädchen, die sich verhalten, wie man es von Jungs erwartet? Dass Kritikerinnen und Kritiker des geschlechtsspezifischen Marketings immer viel mehr um Rollenvorbilder für Mädchen besorgt sind als um Vorbilder für Jungen, bläst den antifeministischen Tabubrechern wie Dammler den Wind in die Segel.

„Lilliffee ist bei den meisten Mädchen nur eine Phase, die mit acht oder neun wieder vorbeigeht“, sagt Tomas Rensing, Hölkers Pressesprecher. In den USA und Großbritannien glaubt man nicht, dass die Kinder unbeschadet herauswachsen aus dem pinken Prinzessinnen-Kult. „Cinderella ate my daughter“ heißt das Buch der Mädchenforscherin Peggy Orenstein, in dem sie eine frühkindliche Sexualisierung von Mädchen durch das Spiel mit Figuren wie Cinderella beschreibt und dies in einen Zusammenhang bringt mit typischen Problemen junger Frauen wie Depressionen und Essstörungen. „Pinkstinks“, ein Aktivistinnen-duo aus Großbritannien, prangert schon länger die „pinkification of childhood“ an und hat mehrere Kampagnen gegen sexistisches Spielzeug gestartet. Zuletzt setzten sie durch, dass Make-Up erst ab acht Jahren verkauft werden darf. Die Firma hatte es für Mädchen ab drei angeboten. Wolfgang Hölker wird ungehalten, wenn er von „Pinkstinks“ hört. Auf dieser Basis wolle er nicht diskutieren. Solange es keine Studien gibt, die den Zusammenhang von Prinzessinnenkult und Magersucht oder sonstigen Persönlichkeitskomplexen beweisen, braucht Hölker das natürlich auch nicht.

Oder doch? „Pinkstinks“ ist seit kurzem auch in Deutschland gegen Sexismus aktiv. Die Gruppe startete eine Petition gegen das rosa Überraschungsei von Ferrero. Darin kritisierte sie die spindeldürren WinX-Feen auf dem rosa Überraschungsei von Ferrero, die eine „Einstiegsdroge zur Magersucht“ seien. Die „Pinkstinks“-Sprecherin Stevie Schmiedel ist in kürzester Zeit eine gefragte Interviewpartnerin geworden. Im „Spiegel“ warnte sie vor der „Prinzessin-Lilliffee-Diktatur“, die Mädchen auf ihr Äußeres limitiert. Wolfgang Hölker fühlte sich daraufhin zu einer Pressemitteilung genötigt. Jetzt muss er sich doch auf eine Diskussion einlassen. ■

„DIE WELT IST VOLLER KLISCHEES“

Der Nono-Verlag gibt nicht-normative Kinderbücher heraus. Darin wachsen Kinder in WGs auf, Mädchen wollen LKW fahren und Jungs Kleider tragen. Ein Gespräch mit den Machern Ben Böttger und Tania Abou

Interview: Nancy Waldmann

Gibt es noch „die“ Normen, die man brechen kann?

BEN BÖTTGER: Ich las einmal das Buch vom Hasen Peter. Der war krank und seine fürsorgliche Mutter brachte ihm Kamillentee ans Bett. Ich fand das süß, aber ich dachte: Wäre doch schön, wenn der Papa den kleinen Hasen ins Bett bringen würde. Dann dachte ich mir: Och, wäre doch auch schön, wenn es zwei Väter wären.

TANIA ABOU: Wir sagen nicht, dass andere Bücher schlecht sind. Es geht um Repräsentation. Wir wollen einfach unterschiedliche Lebensrealitäten abbilden. So gibt es in „Unsa Haus“ eben Kinder mit zwei schwulen Papis, die schwarz sind, und ein Kind, das in die WG der Schwester zieht, weil sich die Eltern zuhause streiten. Auch eine klassische Vater-Mutter-Kind-Familie kommt vor. Das Buch soll die ganze Palette ins Blickfeld der Kinder bringen.

Weil die in anderen Kinderbüchern nicht vorkommt?

BÖTTGER: Ja. Solche Perspektiven werden Kindern einfach nicht geboten. Dafür müssen sie erst erwachsen werden und kapieren, sie wollen was ganz anderes als alles, was ihnen bisher gezeigt wurde. Da fehlt was.

ABOU: Es geht auch um einen Antidiskriminierungsansatz. Kinderbücher wie „Der kleine rosa Elefant“ sind diskriminierend. Der Elefant ist nicht grau wie alle anderen und muss deswegen etwas Tolles können, damit die anderen sagen ‚Och, du bist ja gar nicht doof, obwohl du rosa bist‘ und ihn reinnehmen in die Gemeinschaft. Ich will Kinderbücher, in denen Figuren, die in einer Außenseiterposition sind, nicht noch beweisen müssen, dass sie was wert sind.

Heute sind die rosa Prinzessin Lillifee und der Pirat Käpt’n Sharky unheimlich beliebt.

BÖTTGER (blättert in einem Lillifee-Buch): Manche Posen finde ich zu sexy. Kussmund und ein solches Dekolleté würde ich nicht malen in einem Buch, das sich an kleine Mädchen richtet. Ich finde es o.k., wenn Mädchen rosa tragen und so Anerkennung kriegen. Ein Problem ist es, wenn es die einzige Option für Mädchen ist.

In „Unsa Haus“ scheint es, dass viele Klischees einfach gespiegelt sind. Ein Mädchen, dass LKW fahren will und ein Junge, Dani, der sich ein rosa Kleid zum Geburtstag wünscht – sind das nicht auch Klischees?

BÖTTGER: Bei Dani sollte es das Extrem sein, dass ein Junge die Prinzessinnenwelt anstrebt. Dazu gehört Pink und Glitzer. Irgendwann kommt man an den Punkt, an dem man merkt, dass die Welt voller Klischees ist, egal wie man sich entscheidet. Bei der Familie mit Migrationshintergrund wollten wir nicht, dass es dort Gewalt gibt, weil das eben ganz negative Klischees sind. Wenn man das umkehrt, dann entsteht ein positives Klischee. Damit muss man leben.

Tania, Sie sind Autorin des neues Nono-Buchs „Raumschiff Cosinus“, eine Science-Fiction-Geschichte. Darin haben Sie versucht, eine geschlechtsneutrale Sprache zu verwenden, um den Figuren keine geschlechtliche Identität zuzuschreiben. War es schwierig, auf Personalpronomen zu verzichten?

ABOU: Die Sprache ist etwas sperrig, weil Namen wiederholt werden oder Dinge passiv gesetzt werden. Irgendwann habe ich auch so gesprochen wie ich geschrieben habe. Es ist krass, was Deutsch für eine geschlechtsbezogene Sprache ist. Aber es war gut zu sehen, dass es möglich ist.

Eine Figur heißt Capt_n Cosmo.

ABOU: Die Schreibweise schließt auch die ein, die sich weder männlich noch weiblich definieren. Es ist schon ein bißchen genderqueer-interner Nerdsprech. Der Unterstrich lässt mehr Interpretationsspielraum zu. Capt_n Cosmo ist ja nicht eindeutig menschlich.

Die Figuren, ein Wischmob, ein Kapitän, eine Art Drache, ein Computer sollen möglichst frei von geschlechtlichen Zuschreibungen bleiben. Wie sind da die Farben rosa und blau eingesetzt?

ABOU: Der Planet Magentos im Buch ist pink, weil meine gesamte Wohnung pink ist und das meine Lieblingsfarbe ist. Ich wollte kein in alle Richtungen hyperpolitisches

Buch machen. Ich fand es schön, damit zu spielen, mit diesem Technischen, Science-Fiction-haften, was eher männlich belegt ist und dann alles pink zu machen. Und die Person, die im realen Leben Vorbild für Capt_n Cosmo war, hat als Lieblingsfarbe blau.

Wie verkaufen sich Eure Bücher?

BÖTTGER: Es gibt ein steigendes Interesse, aber unser Verlag arbeitet nicht gewinnbringend. Geld müssen wir nebenbei verdienen. Abou: Inhalte sind uns wichtiger als Verkaufszahlen.

Wen erreicht Ihr dann abseits der ohnehin sensibilisierten Kreise?

BÖTTGER: Wir erreichen die, denen antirassistische und antisexistische Ideen wirklich wichtig sind, und das sind Leute aus ganz verschiedenen Bereichen. Wir dachten, wir erreichen das gesamte grün-gutmenschliche Spektrum, aber denen ist das teilweise zuviel, wenn drei schwarze Kinder auf dem Buchcover sind. Mit unserem Anliegen landest du keinen Harry Potter.

Wer waren die Helden Eurer Kindheit?

BÖTTGER: Pipi Langstrumpf und Ronja Räubertochter.

ABOU: Die rote Zora und Annika aus Pipi Langstrumpf, die hat diese ganze abgefahrene Welt ein bißchen geerdet.



Ben Böttger, Rita Macedo
u.a.: Unsa Haus und andere Geschichten.
Ab 5 Jahren. Preis 8,90 Euro.
Tania Abou: Raumschiff Cosinus.
Der Bordcomputer hat die Schnauze voll.
Ab 6 Jahren. Preis 14,90 Euro.
www.nono-verlag.de



KLASSENCLOWN

Die EU-Außenminister stellen sich zum Gruppenfoto auf, mittendrin der damalige Ministerpräsident Italiens, Silvio Berlusconi, der dem spanischen Außenminister Josep Piqué hinterrücks Hörner aufsetzt und damit als betrogenen Ehemann denunziert. Vielleicht hat Signore Berlusconi die Szenerie an ein Klassentreffen erinnert, vielleicht war's ein Vino zu viel am Verhandlungstisch. Oder vielleicht hat ihn einfach nur der Hafer gestochen, diesen Kindskopf im Greisenalter.

KINDISCHE

In jedem Manne steckt ein Kind, das spielen will.
Und manchmal auch die Sau rauslassen

DURCHGEBOXT

Eigentlich wollte man im ukrainischen Parlament darüber debattieren, ob Russisch als zweite Amtssprache eingeführt werden sollte. Doch dann schlug die Opposition eine dritte Kommunikationsform vor: Sie ließ die Fäuste sprechen. Handgreiflichkeiten hatte es im ukrainischen Parlament bereits mehrfach gegeben, unter anderem im Jahr 2010, als sich die kämpferischen Kerlchen mit Eiern bewarfen.



GEPFEFFERTES VERGNÜGEN

Eine kleine Anfrage zum Import von scharf gewürztem Bündnerfleisch erschütterte im September 2010 das Schweizer Parlament. Der eher für seine Sachlichkeit bekannte Hans-Rudolf Merz, Bundesrat für Finanzen, erlitt bei seinem Vortrag einen Lachanfall, der ihn minutenlang schüttelte und schließlich das gesamte Parlament mitriss – ein kindisch-schöner Moment schweizerischer Politik.



STERBENDE SCHWALBE

Kurz vorm Schlusspfiff wurde die lahme Partie zwischen Köln und Duisburg noch einmal spannend: Kölns Albert Streit ging auf MSV-Trainer Norbert Meier los. Der verpasste Streit eine Kopfnuss und tat so, als sei er Opfer der Attacke. Zu Boden gesunken windet er sich sekundenlang auf dem Rasen. Und Streit macht das, was jedes Kind an seiner Stelle tun würde – er schmeißt sich ebenfalls auf den Boden, damit jeder erkennt, wer hier der Sündenbock ist: „Aber der Norbert hat doch angefangen...“

ALLE(S) RAUSLASSEN!

Das dritte Fernsehduell zwischen John McCain und Barack Obama im US-Präsidentenwahlkampf 2008 hat Geschichte geschrieben. Nicht etwa wegen des politischen Schlagabtauschs zwischen den beiden Kontrahenten, sondern weil McCain nach Schluss der Debatte den Ausgang nicht fand und daraufhin in einer infantil anmutenden Reaktion die Zunge rausstreckte. Angemessen kindisch war die Reaktion der Öffentlichkeit: Der tapsige McCain firmiert seitdem weltweit unter dem Namen „McClown“.

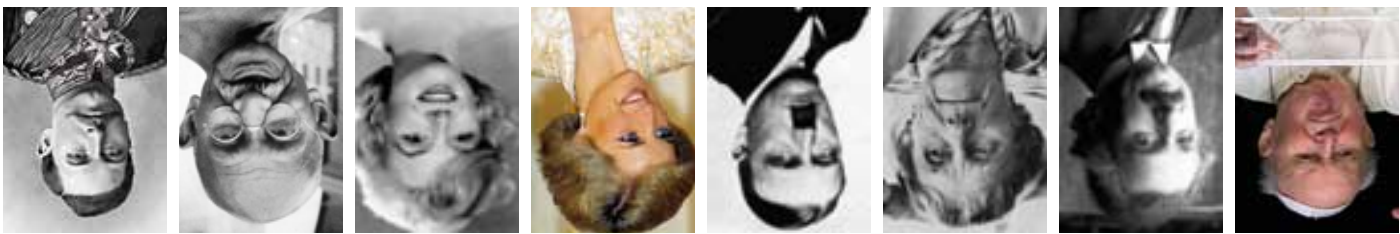


JEDER WAR MAL KIND

Jeder war mal Kind. Auf frühen Fotos ist nicht zu erahnen, was aus einem Menschen später wird. Eine verehrte Prinzessin? Ein Massenmörder? Eine betörende Sexbombe? Oder sogar Gottes Vertreter auf Erden?



OBERE REIHE (VON LINKS): Diana Spencer mit zwei Jahren • Astrid Lindgren als kleines Mädchen • Adolf Hitler als Baby • Wilhelm II. als Zweijähriger
UNTERE REIHE (VON LINKS): Mahatma Gandhi im Alter von sieben Jahren • Marilyn Monroe als Baby • Albert Einstein mit seiner jüngeren Schwester Maja • Papst Johannes Paul II. als Zwölfjähriger



Fotos: picture-alliance / dpa (5), ddp images/dapd/Patrik Stollarz, picture alliance / Globe-ZUMA, picture-alliance / akg-images (5), Bundesarchiv, picture-alliance / Mary Evans Pi (2), ddp images / AP, Roine Karlsson, picture alliance / AFP, ddp images / SIPA, Science Photo Library

EINE SCHRE NETTE FAMILIE

Familie Melzig hat fünf Kinder, drei Sozialarbeiter und einen idealistischen Mitarbeiter im Jugendamt. Gemeinsam versuchen sie, eine Familie zu erhalten, die es ohne fremde Hilfe nicht mehr gäbe

Text: Steffi Unsleber, Fotos: Franziska Wegner

Als Jessie das Internat schmeißen will, um ihre Geschwister zu beschützen, gibt Sebastian Hardenstein auf. Es ist November 2011. Die fünf Kinder sind seit Monaten nicht mehr regelmäßig in der Schule gewesen. In der Wohnung türmt sich Wäsche, niemand spült mehr ab oder räumt die Essensreste vom Teppichboden. Und Manni, der Kleinste, läuft seit zwei Tagen mit einer vollgeschissenen Windel herum. Hardenstein muss sich eingestehen: Die Kinder müssen ins Heim. Gemeinsam sitzen die Eltern und Hardenstein da und einigen sich auf eine passende Einrichtung; mit Tieren, im Grünen, acht Kinder pro Wohngruppe.

Sebastian Hardenstein arbeitet im Jugendamt, in einer Kleinstadt, in der die Menschen ihre Nachbarn kennen. Deshalb sind alle Namen geändert und auch die Stadt darf nicht genannt werden. Nur so viel: Der Ort liegt im Osten Deutschlands und Geld gibt es zwar nicht im Überfluss, aber doch genug. Das Jugendamt kann nach Bedarf und muss nicht nach Budget entscheiden.

Die Melzigs haben Ärger mit dem Jugendamt, seit Jessie ein Kleinkind war. Heute ist sie 15. Und vier weitere Kinder sind dazugekommen. Sie leben in einem „extrem verwahrlosten Haushalt“, diagnostizierte das Jugendamt. Dass die Kinder dort bleiben durften, obwohl alles dagegen sprach, haben sie Hardenstein zu verdanken. Oder: Er ist schuld daran. Das kommt auf den Blickwinkel an.

Vor Sebastian Hardenstein steht eine Schale mit frischem Obst. Er ist Mitte dreißig, vor einigen Jahren hat er noch Soziale Arbeit studiert. Ein junger Mann, der gerne nach Osteuropa reist und gerade eine Familie gegründet hat. Er hört Loungemusik, wenn er am Computer arbeitet und öffnet die Fenster dabei so weit es geht. Auf einem Regal hinter seinem Schreibtisch steht das SGB VIII, ein Haufen Paragrafen, seine Arbeitsgrundlage. Er muss eine Balance finden: Wenn

den Kindern etwas passieren sollte, wäre er der Sündenbock. Wenn er die Kinder vorschnell aus der Familie nimmt, wäre er das allerdings auch.

„Kindeswohlgefährdung ist eine gegenwärtige, in einem solchen Maße vorhandene Gefahr, dass sich bei der weiteren Entwicklung eine erhebliche Schädigung mit ziemlicher Sicherheit voraussehen lässt.“ (BGH FamRZ 1956)

Kindeswohlgefährdung ist das Kriterium, mit dem Hardenstein arbeitet. Nur: Ab wann ist die Entwicklung eines Kindes gefährdet?

Familie Melzig wohnt in einem Haus, das man bürgerlich nennen könnte. Nebenan fließt ein Bach, Spaziergänger flanieren über Kopfsteinpflaster. Im Dachgeschoss endet das Idyll. Der Geruch überfällt den Besucher, sobald er die Tür öffnet. Schweiß, Rauch, Wäsche: zu viele Menschen.

Hardenstein kann sich noch gut an seinen ersten Besuch bei Melzigs erinnern. Zwei Jahre ist das her, er hatte gerade erst begonnen, im Jugendamt zu arbeiten. Man hatte ihn vorgewarnt: Die Wohnung sei sehr verwahrlost. Auf ihn warte eine langwierige Arbeit. Resigniert schaute er sich bei Melzigs um und fragte sich: Wie kann man sich hier zuhause fühlen? Überall lagen Essensreste herum, das hellblaue Sofa war schwarz verschmiert, an den Wänden gelbe Flecken. Es roch streng. Aber Vater und Mutter Melzig waren nett und kooperativ und Hardenstein schließlich auch neugierig. Er hatte das Gefühl: Mit den Eltern kann man arbeiten. Die Familie war kein hoffnungsloser Fall, glaubte er.

Montag im Sommer 2012, 9.30 Uhr. Franziska Martin ist gekommen, eine Familienhelferin, die Hardenstein zu Melzigs geschickt hat. Bernd Melzig, 39, sitzt mit zerzausten Haaren am Wohnzimmermisch, ein gealterter Junge mit Falten um den Mund. Er spießt mit seinem Messer Käse und Brotstückchen auf. Neben ihm kauert der Hund, der Teppich, erst ein Jahr alt, wellt sich, an der Stuhllehne baumelt eine Unterhose. Die Mutter, Silke Melzig, ist gerade in der Psychiatrie. Franziska Martin sortiert mit Bernd Melzig Wäsche. Er hebt einen Stringtanga hoch. „Nicole? Oder Jessie?“

Nicole ist eine Freundin der Familie, mit blondiertem Pony und einem Monroe-

CKKLICH LIE

Piercing. Sie hat ihre Wohnung verloren und schläft nun in Jessys Bett, solange Jessy im Internat ist. Heute ist Montag, aber Jessy ist nicht ins Internat gefahren, sondern mal wieder beim Arzt. Jessy ist die Älteste der Melzigkinder. Als sie klein war, klaute sie nachts mit ihren Eltern Essen aus den Mülltonnen der Nachbarn. Das Geld vom Sozialamt ging für die Drogen des Vaters drauf. Es war die Zeit, in der das Jugendamt auf Familie Melzig aufmerksam wurde.

Jessy war die erste Symptomträgerin der Familie, erzählt Hardenstein. So nennt er die Kinder, die auffällig werden. Jessy bekam Diabetes. Ob das angeboren war oder durch die schlechte Ernährung entstand, ist unklar. Sicher ist nur: Fast wäre Jessy daran gestorben. Sie fand nämlich heraus, dass sie recht einfach die Schule schwänzen konnte, wenn sie sich Sonntagabend zu wenig Insulin spritzte oder heimlich naschte. Dann kam der Krankenwagen, Blaulicht, und Jessy landete im Krankenhaus für die nächsten Tage. Der Vater kann bis heute keine Sirene ertragen.

Immer wieder sterben in Deutschland Kinder, verhungern, verdursteten, weil ihre Eltern sich nicht um sie kümmern oder sie misshandeln. „Das Jugendamt will von Versäumnissen nichts wissen“, heißt es dann in der Presse. Oft war die Familie dem Jugendamt schon vorher bekannt, oft hatte der Sachbearbeiter festgestellt, dass keine Kindeswohlgefährdung besteht. Diese Verantwortung lastet auf Hardensteins Schultern, wenn er darüber nachdenkt, was mit den Melzigkindern passieren soll. Für die Kinder ist es traumatisch, wenn sie ins Heim müssen. Aber manchmal ist es die einzige Möglichkeit. Nur den richtigen Zeitpunkt dafür zu finden, das ist schwierig. Das Jugendamt handelt immer zu früh oder zu spät.

Als Jessy mal wieder fast gestorben wäre, beschloss das Jugendamt gemeinsam mit

den Eltern, sie in ein „Internat“ zu geben. Die Eltern nennen das so, eigentlich ist es eine betreute Wohnform, also ein Heim. Aber Jessy darf jedes Wochenende nach Hause fahren. „Ich hasse das Internat“, sagt sie. „Ich wäre viel lieber in meiner Familie geblieben.“

Am Sonntag, gestern, hat Jessy sich wieder übergeben, erzählt der Vater Franziska Martin beim Wäschesortieren. „Komisch nur, dass sie schon eine Stunde vorher die Schüssel geholt hat“, sagt Nicole von der Couch und grinst. „Und gewartet hat, bis wir ganz ruhig waren.“

„Jessy hat Übung im Blaumachen“, sagt Franziska Martin.

Jetzt sitzen sie um den Tisch, rauchen gemeinsam und warten. Und Jessy kommt, sie stapft ins Wohnzimmer, blonde, bauschige Haare, volle Lippen, eine hellblaue, verschmierte Jogginghose und ein „Jägermeister“-Top in grellorange. Sie knallt eine Packung Tabletten auf den Tisch. „Gegen Scheißeritis!“

„Du hast Durchfall?“, fragt der Vater entgeistert.

„Klar, schon die ganze Zeit!“ Jessy setzt sich an den Tisch, der Vater stopft Zigaretten.

„Willst du rauchen, Jessy?“ „Mmh.“

Die Familienhelfer haben von Bernd Melzig gefordert, dass er für die Kinder klare Regeln aufstellt. Zum Beispiel: Jessy raucht nur in Gegenwart des Vaters. ▶





Der dreijährige Mani ist der Jüngste in der Familie. Mit Wasserpistole und Frisbeescheibe macht er die Wohnung zum Spielplatz

Die Familienhelferin Franziska Martin besucht die Familie jeden Tag. Sie räumt die Wäsche in die Schränke, ordnet mit dem Vater die Post und hilft ihm bei Anträgen

mer 2011 beschließt Hardenstein, die Hilfe zu reduzieren. Es läuft gerade gut bei Melzigs. Gemeinsam mit den Familienhelfern entscheidet er: Ab dem 18. November 2011 soll Familie Melzig alleine klarkommen. Bis dahin werden die Besuche der Familienhelfer immer seltener. Die Kinder sollen nach zwölf Jahren Familienhilfe endlich erwachsen werden.

September, Oktober, November 2011. Die Kinder gehen kaum noch zur Schule, sie fehlen wochenlang. Sie klagen über Bauchschmerzen und Übelkeit und es gibt nur noch selten Mahlzeiten. Jessie fehlt im Internat, weil sie die Sorgen um ihre Familie nicht mehr aushält und Patrick knallt seinen Kopf auf den Tisch. Irgendwann werden die Lehrer darauf aufmerksam und rufen Hardenstein an. Er besucht die Familie, im November 2011. Eigentlich sollten Melzigs jetzt schon ohne Hilfe auskommen.

Als Hardenstein die Wohnung betritt, kommt ihm zuerst ein fröhlicher Manni entgegen, die Windel bis an den Rand gefüllt. Auf dem Boden liegen Wäsche und Essensreste. Hardenstein schaut ins Badezimmer. Toilette und Waschbecken sind schwarz vor Dreck. Silke Melzig, die Mutter, reagiert gleichgültig, emotional unbeteiligt. Jessie weigert sich, wieder ins Internat zu gehen. Sie will es lieber abbrechen, um für ihre Geschwister da zu sein. Hardenstein ist verzweifelt und enttäuscht. Wie konnte die Familie so schnell so tief abstürzen? Als wollten die Melzigs dem Jugendamt nochmal so richtig zeigen, wie dringend sie die Hilfe doch brauchen.

Es dauert nicht lange, und ein Heim ist gefunden, in dem die Kinder vorerst unterkommen sollen. Die Eltern stimmen zu. Sie sehen ein, dass sie mit der Situation überfordert sind.

Wochen vergehen, es wird Weihnachten. Vielleicht ist es das letzte Mal, dass die Familie alles gemeinsam vorbereiten kann. Aber für die Familie hat das Familienfest ein ganz persönliches Wunder parat: Es läuft plötzlich wieder. Die Familie rappelt sich auf. Man putzt, wäscht, die Eltern setzen ihren Kindern Grenzen. Und Bernd Melzig sagt Hardenstein, dass sie das nicht mehr wollen mit dem Heim. Hardenstein sieht auch keinen Grund mehr. Die Kinder dürfen bleiben.

Er installiert das ganze Sammelsurium der Familienhilfe: Familienunterstützende Hilfe, sozialpädagogische Familienhilfe, ein Hilfeplan, der alles regelt, alle paar Wochen ein Helfertreffen. 30 Stunden in der Woche, an jedem Wochentag ein anderer Helfer. So ist die Lage bis heute. Das hat seinen Preis, aber verglichen mit dem, was ein Heim kosten würde, ist Familienhilfe spottbillig. Ein Heim kostet im Schnitt 150 Euro am Tag, pro Kind. Für Familie Melzig wären es also 270.000 Euro im Jahr. Ein Familienhelfer berechnet rund 30 Euro pro Stunde, bei Familie Melzig kostet das im Jahr 43.200 Euro. Herr Hardenstein hat Glück, dass sein Landkreis finanziell so gut aufgestellt ist. So hängt seine Entscheidung nicht von solchen Rechnungen ab. In anderen Städten, Berlin zum Beispiel, sieht das anders aus. ►

- Die Familienhelfer bilden das Korsett des Familienalltags. Franziska Martin organisiert mit der Familie den Haushalt, fast jeden Tag, dazu kommen Frau Steck und Herr Hartmann zweimal pro Woche mit der sozialpädagogischen Familienhilfe. Insgesamt bekommt Familie Melzig dreißig Stunden Unterstützung pro Woche. Normal sind sechs Stunden, und das auch nur über einen kurzen Zeitraum. Bei Melzigs macht Hardenstein eine große Ausnahme, seit einigen Jahren schon. Aber eigentlich ist das schlecht. Die Familie wird so immer unselbstständiger. Man könnte auch sagen: Das Jugendamt erhält das System.

„Wir sind ein bisschen wie Eltern für sie“, sagt Hardenstein in seinem Büro. Er schaltet den Wasserkocher ein, um türkischen Kaffee zu kochen. „Bernd und Silke Melzig sind quasi unsere Kinder und gerade in der Pubertät. Manchmal wissen sie schon selbst, was sie tun sollen, dann loben wir sie. Manchmal meckern sie ein bisschen. Aber eigentlich haben wir eine gute Beziehung zu ihnen.“

Hardenstein lächelt, wenn er über Melzigs spricht. Und nennt ein geflügeltes Wort, das im Jugendamt kursiert: Melzigbonus. Das bedeutet, dass für die Familie andere Maßstäbe gelten, was die Schmerzgrenze im Jugendamt betrifft, weil die Eltern so kooperativ sind. Mit dem bisherigen Hilfesystem ist Hardenstein jedoch an einem toten Punkt angelangt. Das soll sich nun ändern. Er ist optimistisch, dass alles gut geht. Im Som-



Es gibt Erfolge und Rückschläge. Mal lobt das Jugendamt, mal droht es, die Kinder wegzunehmen. „Wir sind ein bisschen wie Eltern für die Melzigs“, sagt der zuständige Mitarbeiter

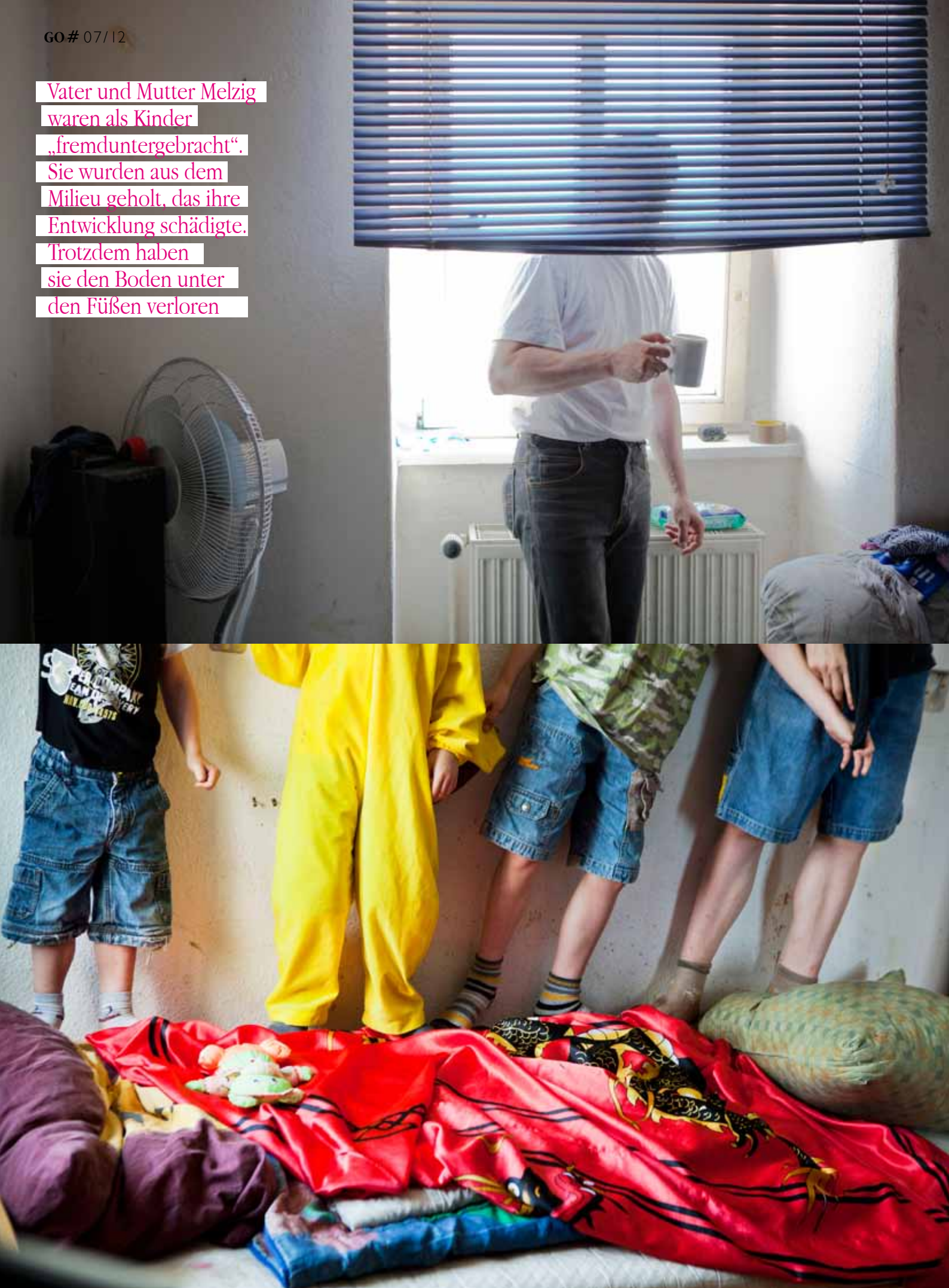


Ziel der Behörde ist, dass eines von den Melzigkindern
später nichts mit dem Jugendamt zu tun hat

Manni entwickelt sich bisher unauffällig. Aber
er ist ja noch klein. Wenn die Mutter in der
Psychiatrie ist, schläft er bei Papa auf dem Sofa



Vater und Mutter Melzig
waren als Kinder
„fremduntergebracht“.
Sie wurden aus dem
Milieu geholt, das ihre
Entwicklung schädigte.
Trotzdem haben
sie den Boden unter
den Füßen verloren



Männerhaushalt: Die Tochter ist im Internat, die Mutter in der Psychiatrie, der Vater lebt unter der Woche mit seinen vier Jungs alleine. Frauen kommen nur zum Helfen oder auf Besuch

- Es gibt nur ein Problem bei der Familienhilfe: Den Jugendamts-Kreislauf. Die Kinder aus Problemfamilien gründen neue Problemfamilien. Und landen wieder beim Jugendamt. Vater und Mutter Melzig waren im Amt auch schon bekannt, als sie selbst noch Kinder waren. „Unser Ziel für die Melzig-Kinder ist“, sagt Hardenstein bedächtig, „dass eines von ihnen später nicht mit dem Jugendamt zu tun hat.“

Ein Minimalziel.

Jessy, schätzt Franziska Martin, wird es nicht sein. Wahrscheinlich ist es auch schon bei Timm zu spät, dem Zweitältesten. Timm, 13, ist lang und schmal, lacht viel und liebt Fußball. Aber nun ist er der Symptomträger, wie Hardenstein es ausdrückt. Denn Timm macht seit einigen Monaten Ärger in der Schule. Er wurde für eine Woche vom Unterricht suspendiert, weil er mit anderen ein autistisches Mädchen drangsaliert hatte.

Timm hat eine starke Sehschwäche, er muss eine dicke Brille tragen und besucht die Blindenschule. Patrick und Marc leiden an einer Sprachentwicklungsstörung. Manni ist bisher unauffällig. Aber er ist ja erst drei.

Jessy, Timm, Patrick, Marc und Manni, sie haben kaum ihr Leben begonnen und schon verloren. Vier von ihnen werden sich nach Hardensteins Prognose in den Jugendamts-Kreislauf einreihen. Sie haben Entwicklungsstörungen, verhalten sich auffällig in der Schule, riechen unangenehm, mobben andere Kinder oder werden Mobbingopfer. Was ist das für eine Bilanz?

„Kindeswohlgefährdung ist eine gegenwärtige, in einem solchen Maße vorhandene Gefahr, dass sich bei der weiteren Entwicklung eine erhebliche Schädigung mit ziemlicher Sicherheit voraussehen lässt.“ Muss man sie nicht retten? Aber wie?

Sebastian Hardenstein sitzt vor seinem Computer. Dort hat er viele alte Dokumente abgespeichert, auch die alten Akten von Bernd Melzig, dem Vater. Er war dreizehn, als er ins Heim kam. Seine Mutter musste ihn immer im Schrank verstecken, damit der Vater ihn nicht verprügelte. Wenn er sich wieder nach draußen traute, fand er seine Mutter oft in einer Blutlache. Auch Silke Melzig, seine spätere Frau, war im Heim, später in einer Pflegefamilie. Ihre Eltern waren Alkoholiker. Sie hat sie nie kennengelernt.

Vater und Mutter Melzig wurden beide als Kinder „fremduntergebracht“, wie es im Jugendamts-Jargon heißt, beide wurden aus dem Milieu geholt, das ihre Entwicklung schädigte. Trotzdem haben sie den Boden unter den Füßen verloren. Bei Bernd Melzig war es die Wende. Er hatte eine Lehre als Viehwirt begonnen, aber er wurde arbeitslos, als sein Betrieb geschlossen wurde. Dazu kamen die Drogen, hauptsächlich Marihuana, aber auch alles andere, wie er sagt. Silke Melzig, seine Frau, versank in Depressionen, schlief manchmal 16 Stunden am Tag. Und



Hier schläft niemand in einem gemachten Bett. Kinder und Eltern haben keinen festen Schlafplatz. „Sie fallen einfach um und bleiben irgendwo liegen“, sagt die Familienhelferin

so wurde der Haushalt vergessen, an ein geregeltes Leben war ohnehin nicht zu denken. Irgendwann kamen die Kinder und sie wuchsen im Dreck auf, weil sich die Eltern schon längst daran gewöhnt hatten.

„Jeder junge Mensch hat ein Recht auf Förderung seiner Entwicklung.“ (SGB VIII, §1)

Familien in der Mittel- und Oberschicht haben auch ihre Probleme, sagt Hardenstein. Aber bei ihnen dringen sie nicht an die Oberfläche. „Der Rahmen stimmt“, sagt er. „Aber die Beziehungen darin nicht.“ Kinder, die Bett, Bad und Kühlschrank haben, aber sonst nichts. Hardenstein sitzt am Besuchertisch in seinem Jugendamts-Büro, seine Augen sind weit geöffnet. Er hat seine eigene Geschichte, aber er will sie lieber nicht erzählen. „Sagen wir: In meiner Familie ist auch nicht alles toll gelaufen.“ Hardenstein blickt auf die Akten, blickt auf den Schreibtisch, blickt aus dem Fenster. Er glaubt, dass jeder Sozialarbeiter mit seiner Arbeit etwas sublimiert. Die Kindergärtnerin, die Liebe gibt, weil sie selbst keine erfahren hat. Oder der Familienhelfer, der Familien kitten will, weil seine eigene zerbrochen ist. Hardenstein will gerne der sein, der den Rahmen klebt, sagt er, wenn die Beziehungen in der Familie noch intakt sind. So wie bei Melzigs. ►

► Dienstag, Sommer 2012. Bernd Melzig sitzt in einem verschmierten T-Shirt auf dem verschmierten Sofa, mit Zigarette in der Hand und lächelt ein bisschen verschämt. „Wir sind bestimmt keine guten Eltern“, sagt er. „Aber wir lieben unsere Kinder.“

Heute hat er schlecht geschlafen. Er übernachtet seit längerem auf dem Sofa. Das Ehebett teilt sich seine Frau normalerweise mit Manni und Marc, den Jüngsten. Zurzeit ist sie in der Psychiatrie, wegen ihrer Depressionen und wegen Magersucht. Jessy hat den Platz im Ehebett eingenommen, wenn sie am Wochenende zu Besuch ist, sonst schlafen dort Manni, Marc und Timm, 13. In Jessys Bett schläft Nicole, die Freundin der Familie. Und Manni, plötzlich ohne Mutter, möchte bei Papa schlafen.

Gestern Nacht kam er zu Papa aufs Sofa gekrochen. „Er hat mir seine Kackwindel ins Gesicht geschmiert“, sagt Bernd Melzig und grinst gequält. „Danach konnte ich nicht mehr einschlafen. Aber ich habe seinen Schlaf bewacht.“ Jetzt sitzt Manni auf Papas Schoß, sein Kopf liegt in Papas Ellbeuge. Bernd Melzig fasst die Füßchen und wiegt ihn. Dann beugt er sich nach unten und küsst ihn auf die Backe.

„Na du, mein kleines Baby? Wolltest gar nicht einschlafen gestern. Vielleicht war der Horrorfilm doch nichts für dich?“

„Horrorfilm?“, fragt Franziska Martin.

„Ich hab gestern „The Hole“ angeschaut. Ein super Film. Aber Manni wollte die ganze Zeit mitschauen.“ Frau Martin sieht nicht begeistert aus.

„Der versteht das ja noch nicht. Das sind für den nur bewegte Bilder. Das ist ja eher so ein Psychothriller, da muss man den Inhalt verstehen.“

Später ruft Jessy an, aus dem Internat. Sie heult. Regelschmerzen.

Bernd Melzig läuft auf und ab. „Aber ich kann doch nichts machen. Ich hab nicht mal Fahrgeld, um dir Dolormin zu bringen!“

Jessy heult. Franziska Martin verdreht die Augen. Offenbar will Jessy mal wieder nach Hause.

„Ich würde sofort abhauen, wenn mich jemand in ein Heim stecken würde“, sagt Timm.

„Ich hätte Heimweh“, sagt Patrick.

„Die Liebe der Eltern ist eine unschätzbare Ressource“, sagt Hardenstein. Er ringt nach Worten, wenn man ihn direkt fragt, ob sich die Kinder in einem Heim besser entwickeln würden. „Allein die Frage hat schon etwas Übergriffiges. Auch wenn die Eltern massive Schwierigkeiten haben, die Grundversorgung ihrer Kinder zu gewährleisten, so sind sie doch immer noch die Bezugspersonen, an denen die Kinder wachsen.“

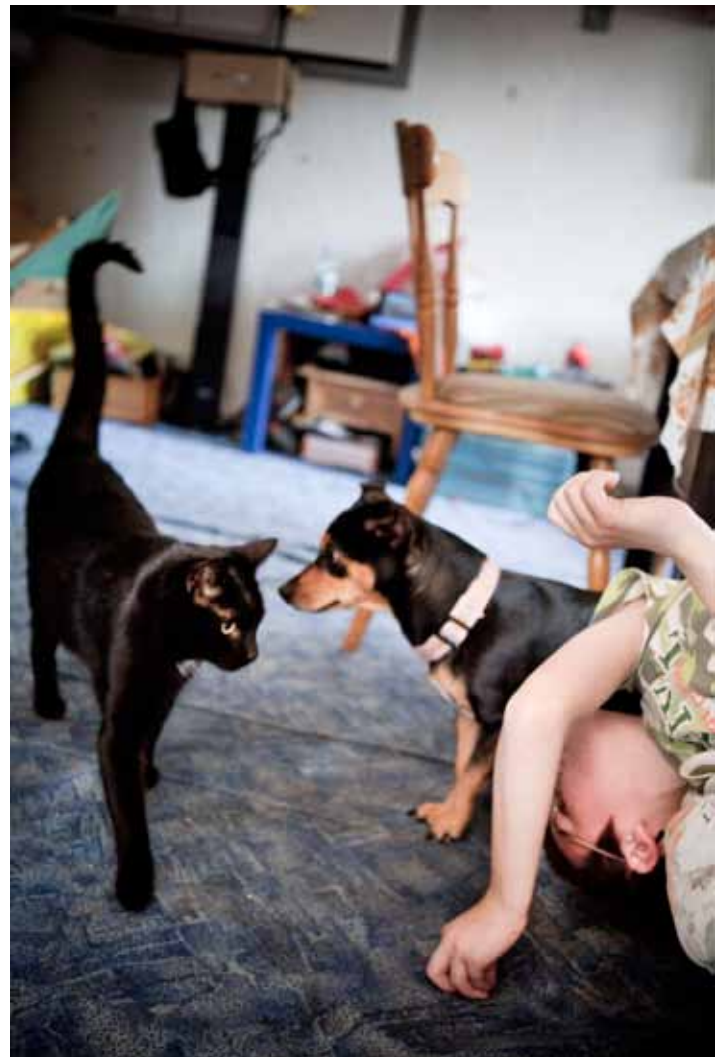
„...ein Recht auf Förderung seiner Entwicklung.“

„Es ist nicht optimal!“, sagt Hardenstein heftig. „Es ist alles andere als optimal, aber es ist von den möglichen noch die beste Lösung. Heimerziehung ist für Kinder immer eine traumatisierende Erfahrung.“ Also bleiben die Kinder. Gerade läuft es ja auch wieder gut bei Melzigs. Gut: Das heißt, dass manchmal jemand spült, die Kleinen in die Kita gehen, Franziska Martin mit Bernd Melzig die Wäsche sortiert. Gut: Das heißt auch, dass die Kinder manchmal kotzen, weil der Heringssalat schon seit Monaten abgelaufen ist. Oder dass die ganze Wohnung nach Verwesung stinkt, weil die Kinder vor Monaten den Stecker zur Gefriertruhe gezogen haben und niemand das bemerkt hat.

Vielleicht muss man sich damit abfinden, dass man nicht jedem Kind eine heile Welt schaffen kann. Und wenn Bernd Melzig mit Manni und Marc durchs Wohnzimmer tobt, sie durch die Luft wirbelt oder mit ihnen Seifenblasen bläst, dann hat man das Gefühl, dass in dieser verquerten Melzig-Welt doch noch etwas funktioniert.

Wahrscheinlich werden die Kinder alle später auch beim Jugendamt landen, sagt Hardenstein. Aber man muss das eben langfristig betrachten: Wenn man nicht die Kinder retten kann, dann vielleicht die Enkel. Oder die Urenkel. ■

Patrick, 8, mit der Hauskatze und dem Hund Chantal: In der Schule wird der schüchterne Junge gehänselt, weil er schlecht riecht



„GELD IN ZUWENDUNG VERWANDELN“

1,2 Millionen Kinder leben in Deutschland in relativer Armut, stellte die UNICEF im Mai 2012 fest. Viele gemeinnützige Organisationen wollen helfen – doch nicht immer ist gut gemeint auch gut gemacht. Welche Vereine am effektivsten helfen untersuchten jetzt Experten von der Organisation Phineo. Eine von ihnen ist Claudia Cornelsen. Wir sprachen mit ihr

Interview: Lisa Rokahr

Eigentlich sind doch Bund und Länder verpflichtet, Kinderarmut zu bekämpfen? Wozu brauchen wir noch gemeinnützige Organisationen?

CLAUDIA CORNELSEN: Das Wichtigste: Sie machen Armut überhaupt erst sichtbar. Denn Armut gibt es überall. Selbst in reichen Städten wie München oder Düsseldorf.

Wie misst PHINEO den Erfolg eines Projekts?

CORNELSEN: Wir achten auf Transparenz, Qualitätsentwicklung, Finanzen und vor allem das Wirkungspotenzial des Projekts. Ein kostenloser Teller Suppe ist prima, verändert aber das Leben des Kindes nicht.

Geld allein macht arme Kinder also noch nicht glücklich. Was sonst?

CORNELSEN: Geld bleibt das zentrale Instrument, aber wir müssen Geld in Zuwendung verwandeln. In Deutschland hungern Kinder nicht, können sogar ein Handy haben. Aber zu viele Kinder sind arm an Kindheit: Spielen, lernen, sich frei entwickeln, das können sie nicht.

Die Eltern sind es, die Probleme haben. Ist ihnen nicht möglich, ihre Kinder ohne fremde Hilfe zu schützen?

CORNELSEN: Wenn Eltern durch Arbeitslosigkeit, Krankheit oder Scheidung in die Armutsspirale rutschen, leidet die ganze Familie. Die Kinder erfahren Ausgrenzung, kämpfen mit Lernschwierigkeiten. Die Zivilgesellschaft kann Räume schaffen, in denen Kinder einfach Kind sein dürfen.

Welche Projekte hat Phineo aktuell untersucht?

CORNELSEN: Es gab eine offene Ausschreibung. 49 Organisationen haben wir analysiert,

23 als besonders wirkungsvoll befunden, darunter die bekannte Organisation „Arche“ in Frankfurt, aber auch kleinere Projekte wie der Kölner Verein „Kindernöte“. Sie alle arbeiten nach unseren Kriterien beeindruckend professionell.

Was zeichnet ein gutes Projekt aus?

CORNELSEN: Wichtig ist, dass das Engagement armen Kindern zugute kommt, ohne sie zu stigmatisieren. Armut wird gesellschaftlich als Schande empfunden. Die Kinder wollen keine Almosen bekommen, sondern dazugehören.



PHINEO

Was leisten gemeinnützige Organisationen wirklich? Wie effektiv ist ihre Hilfe? PHINEO ist eine Beratungsgesellschaft, die seit 2012 Einrichtungen analysiert, die sich dem

Gemeinwohl verschrieben haben. Jeder Verein kann sich kostenlos testen lassen. Untersucht werden unter anderem Organisation, Transparenz, Professionalität und Weiterentwicklung der Projekte. Dabei wälzt PHINEO nicht nur Geschäftsberichte, sondern schaut sich die Hilfsprojekte auch vor Ort an. Besonders gute Konzepte bekommen das „Wirk“-Siegel. Im August 2012 untersuchte das Team 49 gemeinnützige Projekte gegen Kinderarmut, 23 davon wurden jetzt ausgezeichnet. Der Name PHINEO setzt sich übrigens aus den Begriffen „Philanthropie“ und „neo“ zusammen: Das Engagement für Hilfsbedürftige neu unterstützen.

Können Sie ein paar Beispiele nennen?

CORNELSEN: Toll sind Ansätze, die Spaß und Bildung verknüpfen. Bei dem Projekt „Fußball trifft Kultur“ geht es erst zum Fußballtraining und danach zur Nachhilfe. Wichtig sind offene Anlaufstellen: In der „Gelben Villa“ in Berlin können Kinder einfach mal lachen, auch wenn zu Hause vielleicht ein alkoholkranker Vater wartet. Sie finden einen Ansprechpartner für ihre Sorgen.

Was bringt das „Wirk-Siegel“?

CORNELSEN: Mit dem „Wirk-Siegel“ können Organisationen effektiver um neue Spender werben. Und der Spender weiß, dass sein Geld an der richtigen Stelle ankommt.

Wie kommt ein gut gemeintes Projekt zu einem schlechten Ergebnis?

CORNELSEN: Gut gemeint reicht sowieso nicht – ein richtiges Konzept muss her! Aber so richtig schlecht ist es, wenn man den Kindern mit einem einmaligen „Wundertütenprojekt“ Glück vorgaukelt und sie dann wieder zurück in ihre alte traurige Lebenswelt fallen lässt.

Eine Studie der OECD zeigt, dass eine minimale Verbesserung der Bildung zu einem Anstieg der deutschen Wirtschaftsleistung um acht Billionen US-Dollar führen würde. Schlechte Bildung führt hingegen zu langjährigen Kosten. Müsste der Staat nicht allein schon aus wirtschaftlichen Gründen mehr für die Kinder tun?

CORNELSEN: Der Staat macht schon viel, aber das dauert oft zu lange. Wir brauchen heute Hilfe! Die Zivilgesellschaft wartet nicht bis zur nächsten Wahl, sondern handelt flexibler. Bund, Länder und Kommunen dürfen sich nicht gegenseitig den Schwarzen Peter zuschieben, denn am Ende zieht das Kind dabei den Kürzeren.

ZWEI WIE WIR

Kuscheltiere sind treue Gefährten, Zuhörer, Tröster.
In ihrem Plüsch hängt für immer das Gefühl von Geborgenheit, selbst wenn die Kindheit
längst vorüber ist. Zu Besuch im Seniorenheim

Text: Lena Müssigmann, Fotos: Jörg Volland



CHRISTEL BACHMANN, 84 Jahre alt,
am 26. Januar 1928 in Kritschen bei Oels im heutigen Polen geboren

Auf einer Kommode in Christel Bachmanns Zimmer steht ein kleiner geflochtener Kinderwagen, in dem eine Puppe sitzt. „Die hat eigentlich keinen Namen“, sagt sie. „Aber man könnte sie Ruth nennen.“ So heißt Christel Bachmanns Schwester, mit der sie jahrelang zusammengelebt hat. Die Puppe ist für Frau Bachmann nicht mehr als ein Einrichtungsgegenstand. „Ich hab kein Verhältnis mehr zum Spielen. Das kam mir abhanden als ich 14 wurde.“ Das war im Januar 1942. Seitdem sei sie zu den Erwachsenen gezählt worden, musste mehr arbeiten. „Ich komme aus der Landwirtschaft. Meine Eltern hatten einen Hof. Das war viel Arbeit.“ Aber davor hat sie gerne gespielt, mit einer Puppe aus Zelluloid, glänzendem Plastik, die sie damals hatte. Zuhause in Kritschen, im großen Garten. „Aber da haben sie uns weggejagt.“ Der Vater ist im Krieg gefallen, die Mutter 1945 verschollen. Und dann sagt Frau Bachmann nur noch: „Krieg, Krieg, Krieg.“ Sie seufzt mit schweren Schultern. „Krieg, Krieg, Krieg.“



FRIEDA DETTMER, 85 Jahre alt,
am 20. Juni 1927 in Laatzen geboren

Den kleinen braunen Bären nimmt Frieda Dettmer gerne mit ins Bett. Aber ihr Herz hängt an Friedel, einem viel größeren Teddy, der neben ihrem Bett auf einem Stuhl sitzt. Friedel, so hat Frieda Dettmer liebevoll ihren Mann Friedrich-Wilhelm gerufen. Er lebt nicht mehr. Seine grün-blaue Fliege hat Frieda Dettmer dem Bären umgebunden. Manchmal kuschelt sie sich an ihn. „Das gibt mir ein Gefühl der Liebe, wenn ich mich allein fühle.“ An der Wand hinter dem großen Bären hängen Fotos. Von Frieda und Friedel. Jeden Abend wirft sie dem Porträt ihres Geliebten einen Handkuss zu. Manchmal kommen ihr dabei die Tränen. Wenn sie sehr traurig ist, nennt sie den großen Bären Peter, das kann sie eher ertragen. In solchen Momenten erinnert sie sich oft daran, wie sie als junges Mädchen an der Grasdorfer Brotfabrik vorbei ging. Ein Soldat fiel ihr auf, der vor dem Tor Wache stand. „Er hat mir ein bisschen zugeblinzelt.“ Das war der Anfang. Frau Dettmer strahlt. Ihr Friedrich-Wilhelm.



URSULA FISCHER, 82 Jahre alt,
am 29. Januar 1930 in Hannover geboren

Das Muckelchen ist von Frau Fischers Zuneigung gezeichnet. Knubbeliges Fell, verwaschen, ein bisschen aus der Form. Erdmännchen oder Biber? Frau Fischer schweigt. Das Muckelchen eben. Sie streichelt ihm übers Fell. „Leg dich mal wieder schön hin, wo du gelegen hast“, sagt sie, zieht ihr T-Shirt lang und deckt das Muckelchen auf ihrem Schoß damit zu. „Der weiß schon, dass er gemeint ist. Tiere sind nicht dumm.“ Anton, der Hauskater des Pflegeheims, entlockt ihr ein seltenes Lächeln. Sie hatte früher selbst eine Katze. Anton passt sich an den Rhythmus im Haus Viktoria Luise an. „Was der pennt“, sagt sie. „Der ist am besten dran.“ In ihrem Bett ist aber nur das Muckelchen erlaubt. Wenn die beiden alleine sind, erzählt sie ihm was – „na, was ich eben so denke.“ Das Muckelchen hat ihr geholfen, im Seniorenheim anzukommen. „Man gewöhnt sich ja überall schnell ein“, sagt Frau Fischer. Die Armbanduhr baumelt an ihrem dünnen Arm. Das Zifferblatt zeigt immer nach unten.

„Alle wollen den Mucki mal haben.
Er soll ja nicht nur mir Freude machen“



RITA FRANKE, 76 Jahre alt,
am 6. Oktober 1935 in Hannover geboren

Rita Franke hält eine Stoffpuppe auf ihrem Schoß, eine Therapiepuppe, Modell Lucy, fast einen Meter groß. Ihr Mann will sie zurechtlegen. Rita Franke zuckt zusammen, hält sich an Lucy fest. An ihr spürt sie, was Realität ist. Rita Franke leidet seit neun Jahren an Alzheimer, höchste Pflegestufe, 3H. Wilfried Franke hat sie zuhause gepflegt, bis ihn der Hausarzt warnte: Es reicht, Sie schaffen das nicht mehr. Das war vor drei Jahren. Seither besucht er seine Frau jeden Tag im Pflegeheim. Sie kann nicht mehr sprechen, rührt sich kaum in ihrem Rollstuhl. Dass ihr die Puppe gut tut, hat er während eines Kuraufenthalts bemerkt. Dort hat seine Frau so eine Therapiepuppe vier Wochen lang nicht aus der Hand gelegt. Wilfried Franke mag den frechen Gesichtsausdruck von Lucy. Seine Frau mag Kinder, zwei haben sie selbst großgezogen. Als Sekretärin hat sie bei einer Jugendorganisation gearbeitet. Die Puppe ist zur Mittlerin zwischen ihm und seiner Frau geworden. Mit ihr schafft er es, zu Rita durchzudringen. Durch einen Schlitz in Lucys Rücken kann er seine Hand stecken und sie bewegen. Lucy versucht sogar, mit Rita zu schmusen – und manchmal lässt sie es zu.



MAGDALENA LAUER, 77 Jahre alt,
am 10. März 1935 in Hannover geboren

Magdalene Lauers Teddy hat ein Geheimnis. „Den könnte man knuddeln, nicht?“ Sie knautscht seinen Bauch. In ihren Augenwinkeln kräuseln sich Lachfalten. Der Teddy war ein Geschenk von einem Freund. Mehr sagt sie dazu nicht. „Das geb ich nicht preis. Keiner hat davon erfahren.“ Der Freund hat sie im Heim nie besucht. „Er wollte hier nicht auf der großen Bühne sein.“ Sobald im Haus Viktoria Luise ein neues Gesicht auftaucht, wird gemunkelt. Der Teddy ist zu Frau Lauers ständigem Begleiter geworden. Er sitzt im Körbchen der Gehhilfe, ihrem Mercedes, wie ein Pfleger das Gefährt nennt. „Alle wollen den Mucki mal haben“, sagt sie und reicht ihn über den Tisch. „Lieben Freundinnen geb ich in schon ab und zu. Er soll ja nicht nur mir Freude machen.“ Aber manchmal wird ihr das Getratsche über ihren Begleiter zu viel. Wenn sie ausgeht, hat sie das Bärchen in der Handtasche, Reißverschluss zu. Sonst wird sie womöglich noch für verrückt gehalten. In ihrer Tasche hat sie Mucki beim letzten Heimausflug sogar mit ins Kino genommen. Ob sie im Dunkel den Reißverschluss geöffnet hat und ihn zusehen ließ, bleibt auch ihr Geheimnis.



ELLI KNOOP, 96 Jahre alt,
am 1. April 1916 in Hannover geboren

Elli Knoop walkt das Ohr ihres Teddys zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her. „So schön warm und weich“, sagt sie. Elli Knoop fühlt gerne Stoff. Sie war Schneiderin. Am liebsten mag sie Seide. „Seide!“, ruft sie verzückt. Hochzeitskleider hat sie genäht, und andere Stücke für Frauen. „Nicht für Männer, nur für Frauen“, sagt sie und kichert. Trotz der weichen Ohren mag sie ihren Bären aber nicht im Bett haben. Beim Schlafengehen will sie sich aufs Beten konzentrieren. „Egal, ob evangelisch oder katholisch, man soll nur glauben“, sagt sie. Gebete ihrer Kindheit kann sie heute noch auswendig. Auch tagsüber spricht sie eines davon immer wieder vor sich hin. „Beten gibt mir ein gutes Gefühl, dann bin ich zufrieden.“ Elli Knoop hat ihren Mann Fritz und ihren Sohn Manfred überlebt. Fritzchen, so heißt jetzt der Bär. Geheiratet hat Frau Knoop ihren Fritz natürlich in einem selbstgenähten Kleid. „Ich war hübsch“, sagt sie kess. „Wenn ich rauskomme, näh ich Ihnen auch eins“, verspricht sie. „Aber ich weiß noch nicht wann.“



Forever Young

SIE SCHLAFEN IN GITTERBETTEN,
TRAGEN WINDELN UND SAUGEN
AN SCHNULLERN.
WARUM MANCHE ERWACHSENE
GERNE WIEDER KIND SEIN MÖCHTEN

Text: Tiemo Rink, Fotos: Martin Smolka

Als Jonas das letzte Mal im Stau stand, machte er sich in die Hose und lächelte. Neben ihm saß Anna, seine Freundin. Es war der letzte Tag des Sommerurlaubs, zwei Wochen Rügen an der Ostsee, nun stand der Verkehr. Als die dritte Stunde vorbei war und die zwei noch immer nicht auf dem Festland, konnte auch Anna das Wasser nicht mehr halten. Draußen schien die

Sonne, zwischen den Beinen wurde es warm und nass, alles war gut.

Als Malte das letzte Mal weinte, saß er vor dem Fernseher in einer Kreuzberger Zweizimmer-Wohnung und schaute „Oben“. Ein Animationsfilm von Pixar, in dem ein alter Mann nach dem Tod seiner Frau feststellt, dass er nie seine Träume gelebt hat, dass sein Leben verpfuscht ist. Und Malte griff nach Bobbie,

seinem Kuscheltier im Rastafari-Look, das Trost spendet und Tränen trocknet.

Jonas ist ein großer, schlanker Mann. Sein Händedruck ist sanft, die Stimme leise, sein Geist wach. Wäre Jonas Indianer, er wäre der Spurenleser, der selber nie eine hinterlässt. Mehrere Wochen hat er überlegt, ob er sich für diese Geschichte fotografieren lassen möchte, hat sich mit seiner Freundin besprochen, das ►

► Für und Wider abgewogen und schließlich eine Liste möglicher Motive erarbeitet. Es gibt einen Vertrag, der Jonas mehrere tausend Euro einbringen würde, sollte mit den Bildern Schindluder getrieben werden. Natürlich heißt Jonas in Wirklichkeit anders. Und natürlich hat er am Ende kein einziges Foto freigegeben, auf dem er abgebildet ist.

Dies ist eine Geschichte vom Erwachsenwerden und dem Wunsch, es nicht sein zu müssen. Sie handelt von Menschen, die irgendwann feststellen, dass sie anders sind. Die sich vorantasten in ein Leben, in dem sie mit ihrer Neigung Tabus brechen. Es geht um mehrere Tausend in Deutschland, davon ein paar hundert in Berlin. Jonas, Anna und Malte sind Erwachsenenbabys. Sie schlafen in Gitterbetten, tragen Windeln und Strampler und saugen an Schnullern. Sie sind Mitte dreißig und wären gerne Kinder.

Wer Malte zu Hause besucht, könnte ihn für einen jungen Vater halten, der getrennt von Frau und Kind lebt und am Wochenende den Nachwuchs betreut. Die Wäsche trocknet in der Küche, der Abwasch steht in der Spüle. Alles etwas chaotisch, aber gemütlich. Auch Malte heißt eigentlich anders. Er ist kleiner als Jonas, sein Haar ist lichter, der Humor direkter.

Wenn jemand einen Witz reißt, haut Malte die Hände auf die Oberschenkel, wirft den Kopf in den Nacken, biegt den Rumpf nach vorne. Jonas sitzt dann daneben und lächelt. Im Kreuzberger Wohnzimmerregal stapeln sich Brettspiele, eine Astrid-Lindgren-Verfilmung der Brüder Löwenherz, die Muppet Show, Zeichentrickfilme. Im Badezimmer hängt eine Janosch-Fahne mit der Tigerente, im Schlafzimmer steht ein Wickeltisch. Darauf Baby-puder, Creme, Feuchttücher.

Wenn man wollte, man könnte jetzt einen prima Werbespot mit Malte drehen über die Nöte und Schwierigkeiten junger, moderner Eltern beim Trockenlegen der eigenen Kinder. Wie er so dasitzt auf dem Sofa, einen Schluck vom Bier mit Orangengeschmack nimmt, in sein Sandwich beißt und dann den Satz spricht: „Aber das Wichtigste ist doch: Hält die Windel oder hält sie nicht?“ Tatsächlich aber steht in Maltes Schlafzimmer hinter dem Wickeltisch ein großer weißer Kleiderschrank. Quer im Raum – ein Sichtschutz. Dahinter verbirgt sich ein zwei Meter langes Gitterbett, das Malte vor einiger Zeit bei Ebay ersteigert hat. Über dem Bett wallt ein Baldachin, darunter hängt

ein Mobile mit Sonne, Mond und Sternen. Auf der rosakarierten Bettdecke lächelt eine Herde Schafe. Das ist Maltes Schlafplatz, und das wäre auch der Moment, wo der Werbespot für hippe Großstadteltern an seine Grenzen stieße.

60 Windeln verbraucht er monatlich, eine Menge, die er in schwarzen Plastiktüten von der dritten Etage in den Hinterhof zu den Mülltonnen bringt. Manchmal verabreden sich Malte und Jonas zum Windeltest. Wenn ein neues Modell auf den Markt kommt, überprüfen sie Saugfähigkeit, Passform und Design. Sie trinken mehrere Liter Wasser, warten ein paar Stunden und berichten später im Internet über ihre Erfahrungen. Vier Liter Flüssigkeit lautet die Herstellerangabe beim aktuellen Rekordhalter, tatsächlich war nach gut zwei Litern Schluss.

Während andere Jungs mit Mädchen knutschten, bastelte Jonas Windeln aus Plastiktüten und Paketklebeband

Wenn Erwachsene Befriedigung aus kindlichem Verhalten ziehen, ist Misstrauen angebracht. Jakob Pastoetter ist Präsident der deutschen Gesellschaft für sozialwissenschaftliche Sexualforschung. Eine Gefahr für Kinder seien Menschen wie Jonas, Anna und Malte nicht: „Ein Windelfetisch hat mit pädophilen Neigungen nichts zu tun. Das sind Spiele zwischen Erwachsenen, die seit Hunderten von Jahren bekannt sind. Die Wahrscheinlichkeit, dass Menschen mit einem Windelfetisch zu Kinder-schändern werden, dürfte geringer sein als bei sogenannten normalen Menschen.“

Malte, geboren und aufgewachsen in einer hessischen Kleinstadt, war gerade trocken, als seine Schwester zur Welt kam. In seiner frühesten Erinnerung steht er da, die Mutter wickelt die Schwester und Malte fühlt sich alleine ge-

lassen. „Das Wickeln ist ein sehr intimer Akt zwischen Mutter und Kind. Wenn das wegfällt, ist das ein Verlust von Innigkeit“, sagt er. „Bei mir fiel das noch zusammen mit der Geburt meiner Schwester. Da habe ich doppelt die Aufmerksamkeit meiner Mutter verloren. Vielleicht gibt es einen Zusammenhang zwischen meiner Leidenschaft und diesen Erfahrungen.“ Malte war ein stiller Junge, lieber drinnen als draußen, ein Mamakind.

Auch Jonas war immer ein zurückgezogenes Kind. In der Pubertät stellt er fest, dass er sich vor allem für Windeln, nicht für Mädchen interessiert. Der Gedanke, wieder klein zu sein und gewickelt zu werden, erregt ihn. Da Kinderwindeln ihm nicht mehr passen, geht er in seinem Elternhaus im Berliner Westen auf die Suche und wird auf dem Dachboden fündig: ein Paket Stoffeinlagen. Während andere Jungs das erste Mal mit Mädchen knutschen, bastelt sich Jonas eine Windel aus Plastiktüten und Paketklebeband. Er wartet, bis Eltern und Bruder nicht zu Hause sind, geht in sein Zimmer, zieht die Windel an und onaniert.

„Natürlich wusste ich, dass das nicht normal ist. Ich habe mich eklig gefühlt, bin duschen gegangen und überlegte, wie ich die Windel loswerden kann.“ Jonas geht in den Garten, macht ein Feuer und verbrennt die Windel, in der Hoffnung auf Normalität. „Ich war sicher, dass ich dadurch befreit wäre. Umso größer die Verzweiflung, als nach ein paar Wochen alles wieder so war wie vorher.“ Es sind nicht die Erfahrungen, mit denen man als 15-jähriger Junge auf dem Schulhof prahlen kann.

Dabei könnte es für Erwachsenenbabys ganz leicht sein, ihre Leidenschaft im Alltag auszuleben. Jonas nennt es das „Cornflakes-Gefühl“. Es geht um Dinge, die alltäglich sind, aber für ihn eine andere Bedeutung haben. Wie die Portion Cornflakes, die Erwachsene gelegentlich zum Frühstück essen. Die einen, weil sie schnell etwas im Magen brauchen. Die anderen, weil es sie an ihre Kindheit erinnert. Es geht um die Schaukeln im Berliner Mauerpark, die so hoch schaukeln, dass auch Erwachsene daran Spaß haben. Es geht dar-



„Natürlich wusste ich, dass das nicht normal ist“ – Malte, 34 Jahre

um, im Winter Schlitten zu fahren, im Kino Zeichentrickfilme zu sehen und mit Freunden Videospiele zu zocken. Es geht um Menschen, für die es das Größte ist, wenn ihr Partner ihnen im Restaurant das Steak in mundgerechte Stückchen schneidet. Kleine Albernheiten für die Normalen, die „Vanilla People“, wie sie in der Szene genannt werden: Menschen, die am liebsten Vanilleeis essen. Aber ein Wagnis für diejenigen, die Windeln unter der Jeans tragen und ständig in Sorge leben, enttarnt zu werden.

„Als Kind darf ich all die Sachen machen, die ich mir als Erwachsener nicht erlauben kann. Ich darf albern sein, Blödsinn machen. Die Notwendigkeit, irgendetwas repräsentieren zu müssen, fällt weg. Es gibt keinen Zwang zur Coolness, zur überlegenen Geste und zum lässigen Auftreten“, sagt Jonas. Natürlich, auch „normale“ Männer haben nicht immer Inter-

esse am Macho-Gebaren, am harten, kernigen Auftreten. Aber sie tragen auch keine Windeln. „Eine Windel gibt mir Geborgenheit und Sicherheit. Gleichzeitig ist aber auch immer der Reiz mit dabei, etwas eigentlich Verbotenes und Tabuisiertes zu tragen und dabei entdeckt zu werden“, sagt Jonas.

Ihm ist wichtig, nicht als gestresster Manager verstanden zu werden, der nach Feierabend bei Bier und Strampler vor dem Fernseher entspannt. Als Steuerberater einer Berliner Kanzlei hat er viel zu tun, „aber Windeln als Entspannungstherapie wäre dann doch zu kurz gegriffen. Sie sind ein Teil von mir und meiner Sexualität“, sagt er. Im Beruf sind sie erfolgreich, wohl auch, weil kein Kollege weiß, was sie privat so machen. Malte, der Vertriebsleiter eines Berliner Mittelständlers, fliegt regelmäßig zu Geschäftsterminen nach Asien. Montag Hin-

flug, Dienstag bis Donnerstag Meetings, Freitag zurück. In Singapur hatte er neulich Zeit, zwischen zwei Geschäftsterminen noch kurz einige Apotheken zu besuchen. Das Ergebnis: hauptsächlich Baumwollwindeln, für ein Kind der Pampers-Generation denkbar uninteressant.

Zwar bestellen Jonas, Malte und Anna ihre Strampler für knapp 100 Euro am liebsten im Internet. Aber das ist vor allem eine Kostenfrage. Vor einigen Monaten hat am Hackeschen Markt in Berlin die norwegische Modemarke „One-Piece“ einen Laden eröffnet, verkauft dort flauschige Overalls für rund 150 Euro. Neben modeaffinen Berlinern finden auch einige Erwachsenenbabys Freude an den Jumpsuits.

Rund um die Szene ist in den vergangenen Jahren ein Markt entstanden. Es gibt in Berlin eine Zimmervermietung, die neben Bett und Frühstück zusätzlich Windeln bereit hält. Es ►



„Als Kind darf ich albern sein und Blödsinn machen“ – Malte mit Bekannten und Bilderbuch.

► gibt eine Firma, die sich rühmt, die erste Erwachsenenwindel mit Babymotiven herzustellen. Was wiederum einer anderen Firma ein Dorn im Auge sein dürfte, die spezielle Windel-Klebestreifen mit Teddymotiven produziert.

Das Paradies für Windelliebhaber ist aber eine große Lagerhalle mitten in Schleswig-Holstein. Hemdingen im Kreis Pinneberg, rund dreißig Kilometer von Hamburg entfernt. Ein Dorf mit gut 1000 Einwohnern. In den Vorgärten blühen die Deutschlandfahnen. Es ist Europameisterschaft und die Hemdinger Bevölkerung macht nicht den Anschein, als würde sie danach gleich wieder abfliegen. Trecker pömpeln über die Straße und ziehen braune Schlieren nach sich. An einem Freitagvormittag riecht das Paradies ein wenig nach Kuhmist.

„Die meisten Menschen im Dorf wissen nicht, was hier eigentlich so abgeht“, sagt Oliver Weidlich. Er ist der Chef von Save Express und betreibt einen Sanitäts-Discounter. Auf knapp 600 Quadratmetern füllen zehn Angestellte rund um die Uhr Pakete in diskreter Verpackung und schicken sie übers Land. Und jeden Vormittag hat die Lagerhalle geöffnet für Selbstabholer. Ein Angebot, das in der Szene für Begeisterung sorgt. Auf gut 25 Prozent schätzt Weidlich den Umsatz, den er mit Kunden wie Jonas oder Malte macht. Sie haben die Auswahl aus mehr als 500 Windelmodellen, können Gummihosen auf Kleiderständen befühlen oder sich in der hinteren Ecke des Lagers überlegen, ob der Pornodreiteiler „Windelgesindel“ zu jeweils knapp 40 Euro sein Geld wert ist.

Auf dem Parkplatz steht ein Auto mit Münchener Kennzeichen. Natürlich wäre es jetzt klasse, wenn der Fahrer sich als Erwachsenenbaby entpuppen würde. Aber Weidlich winkt ab: „Der auf keinen Fall. Sonst hätte er darum gebeten, dass wir das Paket zukleben.“ Anders sieht es aus bei den vielen Skandinaviern, die regelmäßig in Hemdingen Halt machen.

Zurück in Berlin, ein Einkaufszentrum im Stadtteil Steglitz. „Bärige Menschen gibt's in allen Altersklassen“, sagt der Verkäufer. Ein gut gelaunter, untersetzter Mann, vielleicht 40 Jahre alt, mit wilder Frisur und rotem T-Shirt. Er trägt einen kleinen Rucksack, aus dem ein Teddybär hervorlugt, und wirbelt durch den Laden. Die meisten Kunden von „Build a bear“ seien Mädchen zwischen vier und zwölf. Der Clou:



Kinder können selbst entscheiden, wie ihr Teddy aussehen soll, von Farbe über Größe bis hin zur Kleidung. Im Laden wählen sie aus verschiedenen Modellen, die dann vor Ort gestopft werden. Vorher müssen die Kunden ein kleines rotes Stoffherz „zum Schlagen“ bringen, sie knautschen und kneten das Stoffteil, dann wird es im Teddybrustkorb eingenäht. Ein großer Spaß für kleine Kinder. Und für Jonas und Anna.

Auch sie haben hier eingekauft. „Wenn noch Fragen sind, brummt mich einfach an“, sagte der Verkäufer. Aber die zwei hatten sich schon entschieden: Becky, eine Berliner Bärin, gesegnet mit der Kraft der zwei Stoffherzen, eines von Jonas, eines von Anna. Noch ein halbes Jahr später amüsiert sich Jonas über das Auftreten des Verkäufers. „Mal sehen, wie lang er durchhält. Was hat der genommen, dass er so drauf ist“, freut sich der Mann, der gerne Teddys kauft, über den Mann, der gerne Teddys auf dem Rücken trägt.

„Wir sind zwar nicht viele, aber wir sind überall“, sagt Malte. Er hat sich seiner Familie gegenüber geoutet, auch in seinem engsten Freundeskreis wissen die Leute von seiner Leidenschaft.

„Uns gibt es in allen Schichten, ich kenne Baggerfahrer, Soldaten und Hochschulprofessoren, die gerne Windeln tragen.“ Mit dem Aufkommen des Internets wuchsen die Möglichkeiten, sich untereinander zu vernetzen. Für viele Erwachsenenbabys endete damit auch eine Zeit, in der sie isoliert und einsam lebten.

Zum Beispiel für Jonas. Mit 27 Jahren lernt er Anna kennen, seine erste Freundin. Bis dahin hat er noch nie ein Mädchen geküsst, hat seine Leidenschaft komplett für sich allein gelebt. In seinem Umfeld weiß die Mutter von seiner Neigung, sie kann damit nur schwer umgehen. Und sie kennt nicht die ganze Wahrheit, denkt, dass ihr Sohn gerne Windeln trägt. Wenn ein Erwachsener Windeln trägt, kann er jederzeit

sagen, er sei inkontinent. Nicht schön, aber akzeptabel. Bei einem Strampler beginnen die Erklärungsnot. „Von den Straplern und dem Kleinsein weiß meine Mutter nichts. Ich glaube nicht, dass sie meinem Vater etwas erzählt hat. Ihr ist das Thema eher unangenehm – wahrscheinlich befürchtet sie, etwas falsch gemacht zu haben“, sagt Jonas.

Mit Anna – dunkle Haare, Sommersprossen, fröhliches Lachen – zieht er das große Los. Der Frauenanteil in der Szene ist verschwindend gering, eine feste Freundin die große Ausnahme. Nach drei Monaten beichtet Jonas alles, will endlich auch vor ihr zu seiner Leidenschaft stehen. Danach dauert es einen Monat, bis Anna reagiert. „Zieh doch mal eine Windel an, ich will das sehen“, sagt sie. Er geht ins Schlafzim-

mer, ganz normal ist. Und Sex findet im Schlafzimmer statt, da haben Kinder auch bei ‚normalen‘ Eltern nichts verloren.“

Hinter der Wohnzimmertür steht ein kleiner Feuerlöscher, die Gartenstühle auf der Terrasse sind unter einer Plane vor Regen geschützt. Im Buchregal Stephen Hawking, Noam Chomsky, Franz Kafka und Henryk M. Broder. Auf der Glasplatte des Couchtisches ist kein Krümel zu sehen. Sie wird gehalten von zwei Plastikdelfinen, die ihre Flossen nach oben recken. Jonas und Anna leben in der perfekten Mittelschichtidylle. Wer nicht weiß, wonach er sucht, findet hier nichts. Dass das kleine Lego-Auto auf dem Fernseher das Ergebnis eines gebastelten Weihnachtskalenders ist, ein Steinchen für jeden Tag, sieht man ihm nicht an. Und welcher Besucher käme schon auf die Idee, dem Teddymädchen Becky die Latzhose aufzuknöpfen, unter der sich eine kleine Plastikwindel versteckt?

An den Wochenenden treffen Jonas und Anna sich regelmäßig mit Freunden. Die Szene ist gut vernetzt, immer wieder kommen Menschen, die ihre Neigungen nicht länger für sich alleine ausleben möchten. An diesem Abend ist ein neuer Bekannter aus dem Ruhrgebiet zu Besuch. Es gibt Nudelaufwurf mit Spinat und eine Tictac-Rassel als Gastgeschenk. Hinter zugezogenen Gardinen toben die Männer im Arbeitszimmer auf einer Schlafcouch. Jonas trägt einen grünen Strampler mit Fröschen, Malte ein blaues Modell mit Wolkenmotiven. In der Zimmerecke steht Jonas' Hantelbank, die sich jetzt bezahlt macht: Malte im Schwitzkasten hat keine Chance. Er gibt auf, rutscht vom Sofa und läuft schreiend ins Wohnzimmer, den tapsigen Schritt eines Kleinkindes imitierend. „Anna, der hat mich geärgert, der hat mich gehauen.“

Neben Anna liegt derweil der Besuch aus dem Ruhrgebiet zusammengerollt auf dem Sofa und nuckelt an einem Schnuller. Das Mundteil hat ein Loch. Wenn der Mann daran saugt, entweicht die Luft mit einem schmatzenden Geräusch. Unter einer schwarzen Strumpfhose zeichnet sich eine Windel ab. Auf dem Tisch steht eine Schale mit Wasabinüssen. „Will haben“, quengelt Malte und zeigt auf die Schale. „Wie heißt das Zauberwort?“, fragt Anna im blauen Strampler. „Schnell, schnell“, ruft Malte und klatscht in die Hände. In der Wohnzimmertür steht Jonas und grinst. ■

Leben in der Mittelschichtidylle: Wer nicht weiß, wonach er sucht, findet hier nichts

mer, wickelt sich und zieht eine Schlafanzughose drüber. Mit rotem Kopf steht er vor seiner Freundin und schämt sich. Aber Anna reagiert souverän. „Irgendwann kam sie und wollte es selber einmal ausprobieren. Ich habe sie gewickelt, dann sind wir schlafen gegangen“, sagt Jonas. Es ist der Tag, der seinem Leben die entscheidende Wende gibt.

Jonas und Anna wohnen am Rand von Berlin, viel Grün, frisch gemähte Vorgärten. Die Wohnung ist groß, vier Zimmer für zwei Personen. Wenn es nach den beiden geht, haben sie bald Kinder, da wären sie mit der großen Wohnung schon vorbereitet. „Früher oder später erfahren es die meisten Kinder eh. Natürlich hätte ich Angst, dass sich die Kinder irgendwann bei den Großeltern verplappern“, sagt Jonas. „Aber eigentlich sehe ich das ziemlich locker, weil Herumalbern mit oder ohne Kinder

Ach, waren das Zeiten

Wenn wir uns an die eigene Kindheit erinnern, tauchen Bilder wie aus dem Nebel auf. Wir erzählten unsere Geschichten den Kindern der Matthäus-Beger-Schule in Reutlingen und baten sie, das Gehörte aufzumalen

KINDHEIT IM KOPF

Lisa Rokahr

Kindheit findet barfuß statt. Barfuß unterwegs in Phantasiewelten. Zusammen mit meiner kleinen Schwester über Opas Bauernhof stromern, Abenteuer erleben, die nur in unser beider Köpfe passierten. In Knickerbockern kletterten wir über die elektrischen Zäune, die die Kuhweiden eingrenzten. Leise schlichen wir zwischen Maulwurfshügeln und Kuhfladen umher. Pfeil und Bogen immer gespannt, sollten uns die wilden Büffel angreifen. Rückblickend interessierten sich die Büffel mehr für das nächste Grasbüschel als für uns kleine Indianer. Und der Pfeil meiner kleinen Schwester war nicht aus Holz sondern aus Luft, damit sie mich auf der Pirsch nicht aus Versehen erlegt. Aber Abenteuer ist, was du draus machst. Und Kindheit findet im Kopf statt. Barfuß und an jedem Ort.

PATRIOTISCH

Barbara Opitz

Ich war sieben, als ich mein erstes Amt übertragen bekam: Flaggenhisserin der Deutschen Schule Buenos Aires, die ich besuchte. Jeden Morgen versammelten sich 700 Schüler in Uniform auf dem Pausenhof zum „acto“. Linke Hand auf rechter Brust, der argentinischen Nationalhymne lauschend, während ich die blau-weiße Fahne in die Höhe zog. Eine Ehre für jeden Erstklässler, schließlich war der Falklandkrieg gerade verloren, das Militär gestürzt und wir Grundschüler bekamen vor allem eines beigebracht: Nationalstolz. Der erste Tag ist mir besonders in Erinnerung, denn ein Flaggenhisser hatte würdig auszusehen. Ordentliche Uniform, gescheitelte Haare und Kniestrümpfe mit festem Gummibund. Mercedes, unser Hausmädchen, hatte frei und

mein Vater, alleinerziehend, konnte weder bügeln noch frisieren. Und so standen wir 45 Minuten und mehrere Wutanfälle später (die meines Vaters und meine gleichermaßen) im Rektoratszimmer der Schule, die Direktorin am Bügeleisen, während die Sekretärinnen mir die Zöpfe flochten. Von da an lief es reibungslos.

DAS GROSSE ABENTEUER

Katrin Langhans

Rote Ziegelsteine verdecken den Spielplatz meiner Kindheit – dort, wo früher ein Königreich stand, ragt ein rostiger Grill aus dem Boden. Als ich fünf Jahre alt war, bauten meine Eltern ein eigenes Haus. Unsere Terrasse war ein riesiger Sandkasten. Meine Welt. Während meine Eltern werkten, vergaß ich die Zeit. Ich baute Sandschlösser, in denen Playmobilmenschen kochten, schliefen und auf Papierböten durch den Burggraben fuhren. Mit den Jahren vergrößerte sich der Radius meiner Abenteuer, die ich endlich selbst erlebte. Fünfhundert Meter von daheim entfernt begann der Waldrand. Meine Nachbarin und ich bauten Buden aus Brettern und Nägeln, die wir von Baustellen klauten. Wir fegten den Waldboden, kochten unser Essen aus Beeren, Blättern und Eicheln, balancierten auf Baumstümpfen, holten uns blaue Flecken auf Abenteuer Touren mit Inlineskates. Dabei erfanden wir Geschichten, die kein Spielzeug der Welt ersetzen kann.

AUF DEM BAU

Tiemo Rink

Als ich fünf Jahre alt war, wurde ich Bauarbeiter. Mitte der achtziger Jahre waren meine Eltern in ein Neubaugebiet am Kieler Stadtrand gezogen. In kurzer Zeit entstand

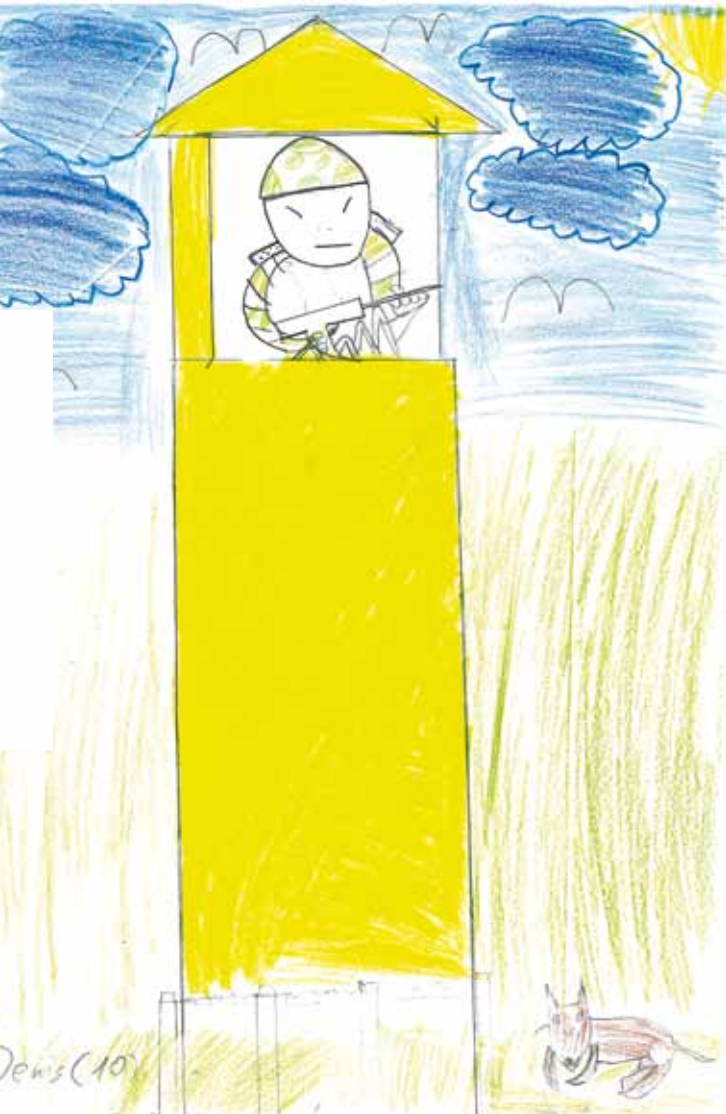
eine Siedlung aus Einfamilienhäusern, Doppelhaushälften und Reihenhäusern. Für meinen besten Freund und mich war eine ganze Menge zu tun. Unsere Schicht begann, wenn die der erwachsenen Kollegen endete. Leider waren ihre Vorarbeiten oft sehr schlampig ausgeführt. Einen kompletten Nachmittag dauerte es, um ein frisch gegossenes Fundament zu verdichten. „Mann, Mann, Mann“, schimpften wir und schmissen Steine, Dachlatten und Ziegel in den noch flüssigen Beton. Es gab ein schmatzendes Geräusch, dann versanken die Baumaterialien langsam. Meistens. Manchmal mussten wir nachhelfen. Dann legten wir eine Brücke aus Dämmwolle über die weiche Masse und stocherten so lange im Beton, bis nicht mehr allzu viel herauschaute. „Tritt sich fest“, zitierten wir unsere Väter und machten Feierabend.

STRANDURLAUB OHNE MEER

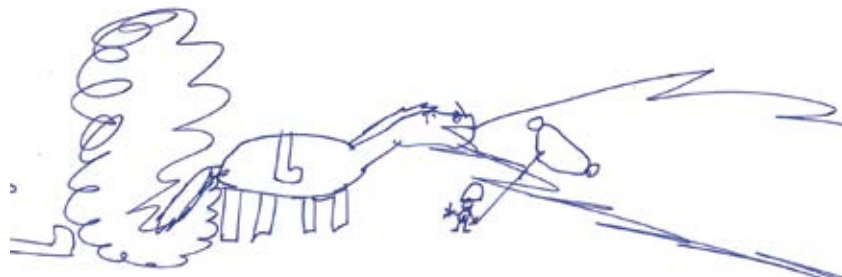
Undine Zimmer

An das eine Mal, als ich mit meiner Mutter in den Urlaub gefahren bin, kann ich mich kaum erinnern. Damals hatte meine Mutter einen Freund und der wiederum einen VW Käfer. Zusammen sollen wir also in Venedig gewesen sein? Am Meer? Tief in meinem Gedächtnis finde ich nur noch Wärme und verschwommenes Blau. Deutlicher dagegen ist ein großes, aufblasbares Gummitier in geranienrot. Dafür gibt es sogar Beweise im Familienalbum. Das Tier war so groß, dass ich mich auf seinen Rücken setzen konnte. Es sah ganz anders aus als die Enten, Haifische und Luftmatratzen im Schwimmbad. Ich spielte jeden Tag mit dem roten Tier – nur eben nicht am Lido von Venedig, sondern auf dem Teppich in unserem Wohnzimmer. Dort fühlte sich mein neuer Freund gar nicht wohl – und ist nach kurzer Zeit geplatzt.





Jens (10)



Thema: Klinker 10



Thema: Klinker 10



► FULL HOUSE

Dennis Yücel

Wie schnell man dann doch sentimental wird. Erst vier Jahre bin ich raus aus meiner Schule. Und obwohl ich diesen Ort immer abgrundtief verabscheut habe: Jedes Mal, wenn ich an dem alten Backsteingebäude vorbeilaufe, wird das Seufzen ein Stück wehmütiger. Der verrückte Biolehrer, der uns einmal einen Film vorführte, wie er mit einer Helmkamera einen Baukran hinaufsteigt und oben eine Würstsemmel isst. Der Physiklehrer, der immer krächte: „Jaja, Dennis. Schreibste mal ein Full House“ – was fünf Seiten Strafarbeit bedeutete. Inhalt egal. „Hauptsache die Finger krachen.“ Meine Verweise! Verlassen des Schulgeländes. Kameraden mit einem Jackenärmel gepeitscht. Beharren darauf, dass Niesen ein natürlicher Vorgang ist, der sich auch im Unterricht nicht unterdrücken lässt. Hach, ja! Was für eine schreckliche Zeit.

DAS ROLLENDE KIND

Julia Reichardt

Kürzlich passierte etwas, was mich an meine Kindheit erinnerte: Beim Föhnen hatte sich die Rundbürste mit meinem Haar zu einem großen, sperrigen Kokon verwoben. Früher löste meine Mutter mit einer Engelsgeduld das teuflische Knäuel auf meinem Haupt. Täglich musste sie die „Vogelnester“ entwirren. Denn bis zu meinem sechsten Lebensjahr rollte ich mich jeden Abend in den Schlaf, von einer Seite zur anderen, oft eine halbe Stunde lang. Dabei rief ich „Maaa- ma“ oder „Paaaa- pa“ im Rhythmus dazu, die erste Silbe in der linken Drehung, die zweite in der rechten. Meine Familie hatte sich an das „rollende Kind“ mit dem verfilzten Haar gewöhnt, nur Besuch mussten sie hin und wieder davon überzeugen, dass der jüngste Spross im Clan keinen an der Waffel hatte. Mit dem „Rollen“ hörte ich von einer Nacht zur anderen auf. Mir wurde plötzlich schwindelig davon.

DEN DREH RAUS

Lena Müssigmann

Süßigkeiten in meiner Vesperdose? So unwahrscheinlich wie Ostereier zu Weihnachten. Naschereien musste ich mit meinem Ta-

schengeld selbst besorgen. Ein Gummifrosch mit weißem Bauch kostete fünf Pfennig, da war mit der Bäckersfrau nicht zu verhandeln. Der Kaugummiautomat an der großen Kreuzung meines Heimatdorfs war da spendabler. Die Preisabsprache mit ihm ging so: „Zehnerle“ einwerfen, den Drehhebel nach der Hälfte anhalten und gegen den Automaten hämmern. Der sollte dabei möglichst so umstellt sein, dass die Tratschtante von Gegenüber nichts beobachten konnte. An guten Tagen bekam ich fünf Kaugummi-Kugeln für meine zehn Pfennig. Heute hängt der Kasten noch immer dort. Sein leuchtend roter Lack ist zu einem rostigen Braun verkommen. Hinter der gelblichen Plastikscheibe sind noch ein paar blass-bunte Kugeln zu sehen. Dass er aufgefüllt wird, habe ich in 26 Jahren nie beobachtet.

VON DER KASERNE ZUR SCHULE

Nancy Waldmann

Die Kaserne war ein senfgelber, vierstöckiger Block. Dort wohnten die Grenzsoldaten. Mein Dorf lag im „Schutzstreifen“, gleich am Eisernen Vorhang. Als ich in den Kindergarten ging, machten wir einen Ausflug in die Kaserne. Wir betraten ein Zimmer mit Doppelstockbetten, davor standen die Soldaten in Tarnanzügen mit dem Emblem der Deutschen Demokratischen Republik an der Kappe. Sie lächelten schüchtern, als jedes Kind ihnen ein selbstgemaltes Bild in die Hand drückte. Mit dem Ende meiner Kindergartenzeit kam die Wende. Die Soldaten zogen ab und die Kaserne wurde umgebaut in eine Grundschule. Der Kasernenblock bekam eine Fassade aus weißen Schindeln, in den Fluren und Klassenzimmern lag sogar Teppichboden. Wie im Westen sollte es sein. Ich ging in die 3b. Unser Klassenraum war ein ehemaliges Soldatenschlafzimmer. Da, wo wir die Zaunwächter der Republik geehrt hatten, lernte ich jetzt das Einmaleins, um meinen ersten Bankkontozins auszurechnen.

DAS BÖSE PONY AUS BLECKEDE

Stefanie Maeck

Mit acht Jahren stand ich auf einer Weide im niedersächsischen Bleckede. Auf der Weide döst „Speedy“, ein Pony, auf das ich

mich schon die ganzen Ferien freute. Ich besaß ungefähr 100 Reitbücher, war Abonnentin der „Wendy“ und jeden Freitag übte ich beim Voltigieren Verrenkungen im Galopp. Das dicke Pony aus Bleckede hatte ich selbst gestriegelt und gesattelt. Voller Vorfreude saß ich in meiner Reitmontur auf: Hacken tief, Rücken gerade. Ich versuchte loszureiten, doch das Tier stemmte die Hufe in den Boden. Gewichtshilfen, Schenkelhilfen wie in „Reiten für Profis“, nichts half. Mit rotem Kopf ruckelte ich auf dem faulen Tier. Irgendwann stieg ich den Tränen nahe ab. Ich zerrte an der Trense, da sperrte „Speedy“ ruckartig das Maul auf und das Geschirr rutschte vom Kopf. Nach diesem fiesem Trick war ich fertig. Von „Speedy“ aus Bleckede wollte ich niemals wieder etwas hören.

VON LEICHEN UND DROHBRIEFEN

Steffi Unsleber

Ich kenne Kat seit dem ersten Schultag. Wenig später schon schrieb Kat in ihr Notizbuch: „Steffi und ich müssen Zwillinge sein.“ Die Indizien: Wir wohnten beide auf einem Berg und hatten jeweils eine Tante Martina. Verdächtig! Als wir bemerkten, dass in unseren Familienalben Bilder fehlten, waren wir uns sicher, dass es ein geheimes Depot geben musste. Kat notierte: „In Steffis Küche ist ein Hohlraum in der Wand. Wir müssen die Wand aufschneiden!“ Meine Mutter entdeckte uns, als wir mit einem Küchenmesser die Tapete zerstörten. Wir kauften uns identische giftgrüne Pullis und rote Hosen, schrieben Drohbriefe an unsere Nachbarn und gruben Wiesen um, weil wir Leichen suchten. Es sind 18 Jahre vergangen. Die grünen Pullis sind verschwunden, aber Zwillinge sind wir geblieben.

DU ARMER JUNGE!

Der Familienatlas der Bundesregierung bewertet deutsche Kommunen und Kreise nach Familienfreundlichkeit. Unna im Ruhrgebiet belegt Platz 439 – von 439 getesteten Städten. Da gibt es nichts schönzureden. Dominik Drutschmann versucht es dennoch

Text: Dominik Drutschmann

Meine Kindheit war rein statistisch gesehen furchtbar. Sie war so mies wie nirgendwo sonst in Deutschland. Dabei bin ich im Ruhrgebiet aufgewachsen, in Kamen, Kreis Unna, gleich „bei Dortmund dranne“ – wie man hier sagt. Die Menschen aus dem Ruhrgebiet, heißt es, hätten das Herz noch am rechten Fleck. Wenn ich der Statistik des Bundesministeriums für Familie glauben darf, ist Unna das Letzte. Die Untersuchung ergab: Meine Heimatstadt bietet kaum Möglichkeiten, Familie und Beruf zu vereinbaren, es herrscht ein skandalöser Mangel an kindergerechten Wohnungen, ebenso an Schulen, Kitas, Spielplätzen, Freizeit- und Kulturangeboten. Von 439 getesteten Kreisen und Kommunen, die das Ministerium in seinem Familienatlas auflistet, rangiert Unna auf Platz 439. Schlimmer geht's nicht. Am familienfreundlichsten lebt es sich in Potsdam, auch Nordfriesland landete auf den vorderen Plätzen. Das Ruhrgebiet schneidet insgesamt schlecht ab. Und ich dachte immer, dass ich eine gute Kindheit gehabt hätte.

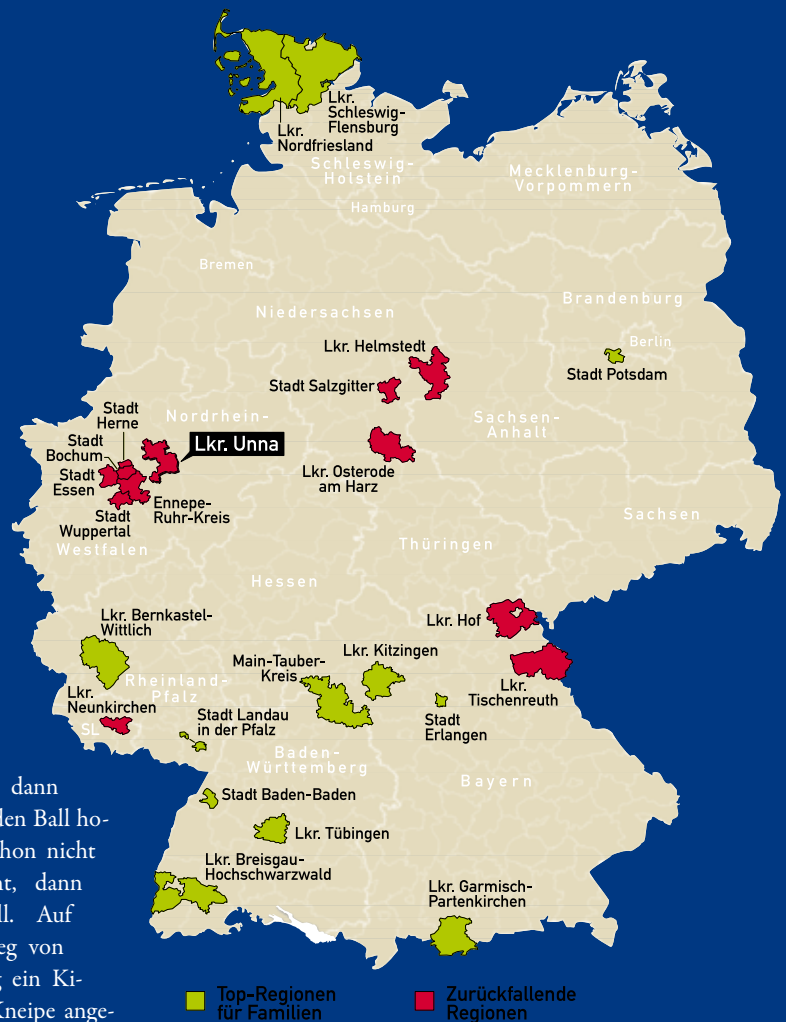
Zugegeben, nach dem Abitur bin ich weggezogen. Ob ich jemals zurückkehren werde, weiß ich nicht. Trotzdem mag ich Unna. Meine Mutter lebt dort, ebenso viele meiner Freunde. Je länger und weiter ich weg bin, desto größer, bunter, schöner erscheint mir die Heimat. Der Familienatlas hat keine Kriterien für solche Gefühle. Der Bolzplatz, auf dem ich legendäre Tore geschossen habe, hatte mehr Löcher als Zaun. Wenn der Ball mal wieder rechts am Pfosten vorbei in den dahinterliegenden Wald flog, hieß es: schnell sein. „Bin's nicht“, war das Zauber-

wort. Wer als letztes „bin's nicht“ gerufen hatte, der war es dann doch und musste den Ball holen. Wenn Not schon nicht erfinderisch macht, dann zumindest schnell. Auf dem Nachhauseweg von meiner Schule lag ein Kiosk, der an eine Kneipe angegliedert war. Wenn ich die kleine Klingel am Fenster drückte, erschien nicht selten ein bierseliger Gast, der vom Tresen herbeieilte, um Süßigkeiten zu verkaufen. Je später ich kam, desto großzügiger wurden die gemischten Tüten.

Wenn ich heute an meine Heimat denke, fällt mir zuerst das Wahrzeichen der Stadt Unna ein: die Skulptur des störrischen Esels, die mitten auf dem Marktplatz steht. Bis vor kurzem führten gleich daneben fünf Stufen ins Nichts, ein Überbleibsel des alten Rathauses. Als die Treppe langsam zu bröckeln begann, riss die Stadt sie ab – es wäre teurer gewesen, die Stufen zu restaurieren: Dickköpfigkeit und einen Sinn für das Unsinnige, der nur von einem gesunden Pragmatismus gezähmt werden kann – das hat mir meine Heimat mitgegeben. Dass man hartnäckig sein sollte, wenn man Erfolg haben will, habe ich auch in meiner Kindheit gelernt: Mehr als fünf Jahrzehnte zog Helmut Scherer mit einem alten Bollerwagen durch die Stadt; zum Karnevalsbeginn am 11.11, zu Weiberfastnacht und am Rosenmontag. Es war der kleinste

Karnevalszug der Welt und Scherer steht damit im Guinnessbuch der Rekorde. Um seinen Titel nicht zu verlieren, verbat er sich jedes Jahr, dass sich ihm noch weitere Menschen anschließen. Die Leute haben ihn für verrückt erklärt. Aber er hat die Zähne zusammengebissen.

Auch ich muss manchmal die Zähne zusammenbeißen; wenn Leute aus Potsdam oder Nordfriesland verächtlich auf meine Heimat schauen. Wenn ich ihnen zu erklären versuche, dass Unna mehr ist als Arbeitslosenzahlen und zu wenig Kita-Plätze. Ich muss dann unweigerlich an Helmut Scherer denken. Wie er im vergangenen Jahr zum letzten Mal mit seinem Bollerwagen durch die Stadt zog. Ein letztes Mal über den Marktplatz ging. Dem störrischen Esel im Vorbeigehen zunickte. Scherer, sein Bollerwagen, der Esel auf dem Marktplatz, die Stufen ins Nichts – auch wenn mich die ganze Welt für verrückt erklärt: Ich möchte nicht missen, dort aufgewachsen zu sein. ■



DIE VERANTWORTLICHEN

GO 2012 – geschrieben von Reportageschülern,
fotografiert von Studenten der Fachhochschule Hannover

DIE AUTOREN



Dominik Drutschmann
dominik.drutschmann@
gmail.com
0176 21158795



Katrin Langhans
katrin.langhans@gmx.net
0151 28258962



Stefanie Maeck
texte@stefanie-maeck.de
0170 6963347



Lena Müssigmann
lena.muessigmann@gmail.com
0162 6882347



Barbara Opitz
mail@barbara-opitz.de
0176 66855871



Julia Reichardt
juliareichardt@yahoo.com
01522 6966120



Tiemo Rink
tiemo-rink@web.de
0176 31408444



Lisa Rokahr
lisa.rokahr@live.de
0172 4384411



Steffi Unsleber
steffi.unsleber@gmx.de
0177 3449791



Nancy Waldmann
nancy.waldmann@gmail
0163 6917136



Dennis Yücel
dennisyuecel@gmail.com



Undine Zimmer
zimmer.undine@gmail.com
0177 4697396

DIE FOTOGRAFEN



Emine Akbaba
emineakbaba@hotmail.de
0157 71 49 48 71



Khalid Aziz
kontakt@khalid-aziz.de
0174 474 45 93



Jana Euteneier
jana.euteneier@gmail.com
0176 832 301 98



Andreas Graf
mail@andreas-graf.com
0174 3426997



Thomas Keydel
tkeydel@yahoo.de
0152 536 57 555



Jan Kuchenbecker
jankuch111@aol.com
0176 701 439 17



Moritz Küstner
mail@moritz-kuestner.de
0163-8024895



Martin Smolka
martin.smolka@gmail.com
0173 2324263



Jörg Volland
mail@joerg-volland.de
0179 2057704



Franziska Wegner
franzwegner@yahoo.de
0163 2107840



meister,
maier,
krause,
steinacher &
kollegen

Ihr gutes Recht

Anwälte

reinhard meister
michael maier
rolf krause
ulrich steinacher
gabriele maier

Rechtsgebiete

- arbeitsrecht
- familienrecht
- erbrecht
- mietrecht
- privates baurecht
- reiserecht
- strafrecht
- verkehrsrecht
- sozial- und sozial-
versicherungsrecht
- arzthaftungs- und
medizinrecht

Hier finden Sie uns

Anwaltskanzlei meister, maier, krause, steinacher & kollegen
Kirchheimer Str. 60 72622 Nürtingen
Fon 07022/9793-0 Fax 07022/9793-97
zentrale@kanzlei-meister.de www.kanzlei-meister.de

VR-FinanzPlan

„Ein Zuhause geben.“

Jeder Mensch hat etwas, das ihn antreibt.

Wir machen den Weg frei.

Ihre Finanzen
sollten sich Ihrem
Leben anpassen,
nicht umgekehrt.

Der **VR-FinanzPlan** ist das Herz unserer Beratung, die Sie mit Ihren Wünschen und Zielen in den Mittelpunkt stellt. So finden wir gemeinsam für Sie in jeder Lebenssituation und für jedes Bedürfnis die richtige finanzielle Lösung.

www.volksbank-reutlingen.de

**Volksbank
Reutlingen**



Gemeinsam erfolgreich



Mehr unter www.porsche.de oder Tel. 01805 356 - 911, Fax - 912 (Festnetzpreis 14 ct/min; Mobilfunkpreise max. 42 ct/min).

**Für die meisten bedeutet Fahrtwind Widerstand.
Für Sie Morgenluft.**

Die neuen 911 Carrera 4 Modelle.



PORSCHE